AGB
Lb 17/5

L 17/5

[illegible]

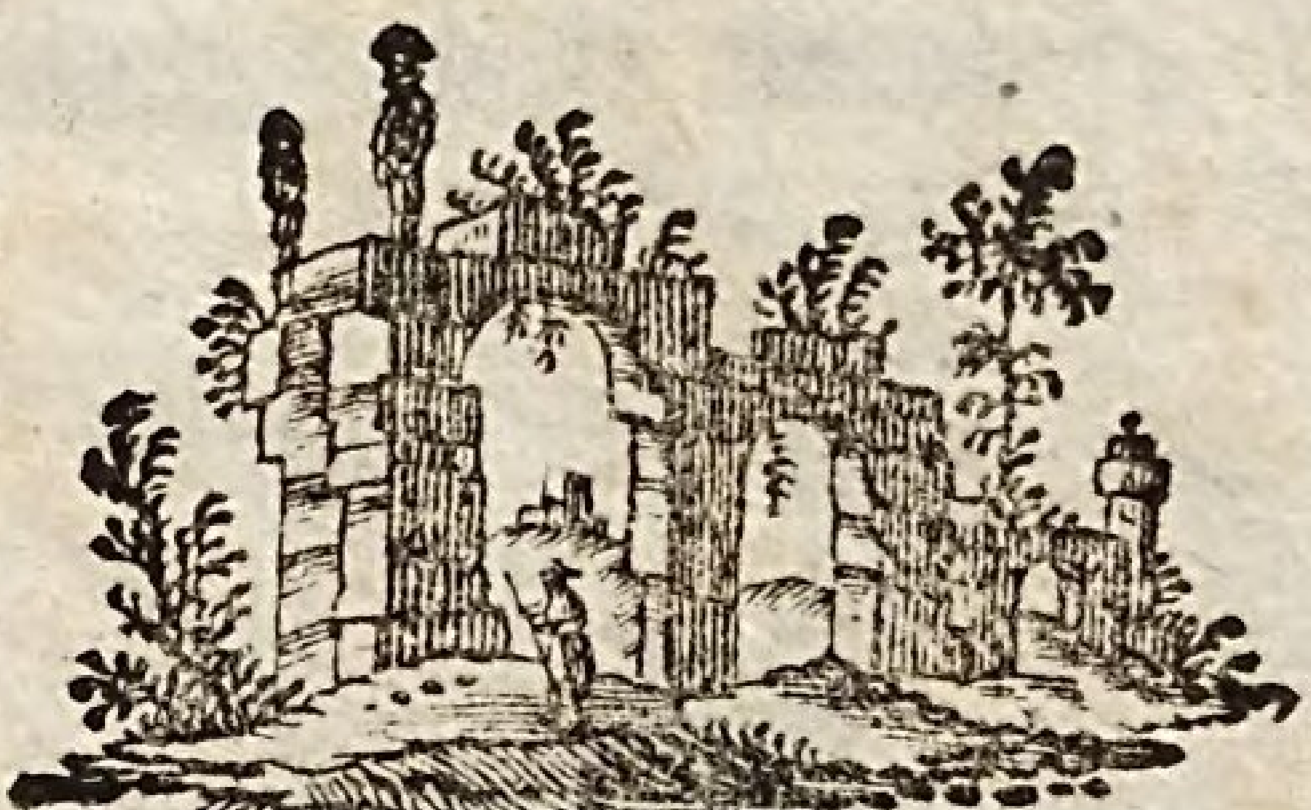
Sammlung der Besten Schriftsteller,

welche
die Geschichte, besondere Rechten, Sitten,
und Gewohnheiten der Völker nach
ihren Grundsätzen
abgehandlet haben.

Lb 17/5

K. B. GYMNAS: BIBLIOTHEK BAMBERG

Ein und zwanzigster Band.



Schmidts Neuere Geschichte, Fünfter Band.

Mit Römisch-Kaiserlich-allergnädigstem Privilegio, und
Kuhrpfalz-Bayrischer gnädigsten Conceßion.

Frankenthal,
zu finden bey Ludwig Bernhard Friderich Gegel,
kurpfälz. privil. Buchdruckern. 1787.

Michael Ignaz Schmidts
Kaiserl. Königl. wirklichen Hofraths, Directors des Kaiserl. Königl. Hausarchivs, und Beysitzers bey der Büchercensurs-Commission

Neuere Geschichte der Deutschen.

Fünfter Band.

Von Rudolph dem zweyten, vom Jahr 1576. bis 1608.

Frankenthal,
zu finden bei Ludwig Bernhard Friederich Gegel,
kurpfälz. privil. Buchdrucker, 1787.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhalt
des fünften Bandes.

Drittes Buch.

Rudolph der Zweyte.

Seite.

Erstes Kapitel. Was man sich von Rudolphen versprach. Niederländische Unruhen. — 1

Zweytes Kapitel. Ankunft des Herzogs von Alba in den Niederlanden. Aufstand derselben. 17

Drittes Kapitel. Maximilians II. und Rudolphens Bemühungen den Frieden wieder herzustellen. Congreß zu Cöln. — — — 31

Viertes Kapitel. In Deutschland wird reformirt, wovon der Kaiser ein Beyspiel in Oesterreich gibt. — — — — — 45

Fünftes

Seite.

Fünftes Kapitel. Andere Reformationen, besonders der Protestanten unter ihnen selbst. Concordien-Werk. Religionsunruhen zu Achen. 60

Sechstes Kapitel. Reichstag zu Augspurg. Türken. Niederländische Unruhen. Sperrung des Rheins. Veränderungen in den Stimmen des Reichsfürstenrathes. Kalenderstreit. — 78

Siebentes Kapitel. Religionsveränderung und Heurath des Churfürsten Gebhard von Cöln. Dessen Schicksal. Straßburgische Unruhen. 103

Achtes Kapitel. Krieg mit den Türken. Die Gelegenheit geben die Uskocken zu Zeng. 134

Neuntes Kapitel. Reichstag zu Regenspurg. Wechselsweise Religionsbeschwerden. — 144

Zehntes Kapitel. Fortsetzung des Türkenkriegs. Raab geht verlohren, Stuhlweissenburg wird erobert. Reichstag zu Regenspurg. — — — — — 160

Eilftes Kapitel. Raab wieder eingenommen. Abtrettung von Siebenbürgen an den Kaiser.

Seite.

ser. Einrücken der Spanier in das Clevische und Westphälische. Heurath zwischen Erzherzog Albrecht und der Spanischen Prinzessinn Isabella. Fruchtlose Versuche zum Frieden mit Holland und den Türken. — 172

Zwölftes Kapitel. Bewegungen unter den Protestanten. Speyrischer Deputations-Tag. Hemmung der Revisionen am Kammergericht wegen der vier Klostersachen. — 186

Dreyzehntes Kapitel. Unterhandlungen wegen Siebenbürgen. Botschkaischer Aufstand. Des Kaisers Verhalten dabey. Verbindung der Erzherzoge seiner Brüder und Verwandten gegen ihn. — — — 202

Vierzehntes Kapitel. Lage der deutschen Angelegenheiten vor dem nach Regenspurg ausgeschriebenen Reichstag. Versuch König Heinrichs IV. von Frankreich, eine Union mit und unter den protestantischen deutschen Fürsten in Deutschland zu schließen. — 231

Seite.

Fünfzehntes Kapitel. Donauwerther Sache. 251

Sechzehntes Kapitel. Erzherzog Ferdinand aus Steyermark als kaiserlicher Reichstags-Commissarius. Dessen Erziehung. Unternommene Reformation. Reichstag. Dessen fruchtlose Zerschlagung. — — — — 268

Neuere
Geschichte der Deutschen.

Drittes Buch.
Rudolph der Zweyte.

Erstes Kapitel.
Was man sich von Rudolphen versprach. Niederländische Unruhen.

Noch war es unter Ferdinand I. und Maximilian II. so ziemlich ruhig in Deutschland geblieben. Wenn man es dem persönlichen Charakter dieser Regenten großen Theils zu 1576.

1576. verdanken hatte, so schien jener Rudolphs II. das nähmliche zu gewähren. Eben so Frieden und Ruhe liebend, und noch mehr entfernt von persönlicher Theilnehmung an dergleichen Religionsstreitigkeiten, die nun für einen so großen Theil Europäischer Nationen und Fürsten eine Hauptbeschäftigung, und zugleich das erste Triebrad ihrer politischen Unternehmungen geworden, schien er dazu gemacht zu seyn, alles in seinem bisherigen Geleise zu erhalten.

Auch war bereits von der Entstehung derselben eine solche Zeit verflossen, daß man hätte glauben sollen, der zugleich mit aufbrausende wechselweise Haß hätte wenigstens angefangen sich zu legen. Allein dafür sorgte theils die Erbitterung der Theologen, die ihrem Amte kein Genügen zu thun glaubten, wenn sie nicht auch ihre nur zu oft persönliche Feindseligkeit zur Volkssache gemacht hätten, theils das politische Interesse der Fürsten, welche immer etwas von ihrem Gegentheile zu fürchten hatten, um Gelegenheit zu bekommen, sich selbst desto furchtbarer zu machen. Ganz unwahrscheinlich würde die Leichtgläubigkeit seyn, mit welcher man von beyden Seiten,

doch

doch mehr von der protestantischen, auch 1576.
die grundlosesten Gerüchte, und die unzusammenhangendsten Thatsachen zu weiß nicht was für gefährlichen zu ihrem gänzlichen Untergange abzweckenden Planen umzuschaffen wußte, wenn man nicht auch in neueren mehr aufgeklärten Zeiten Beyspiele davon fände.

Daß übrigens beyde Theile auch unter Rudolphen auf ihrer einmahl angenommenen Auslegung des Religionsfriedens sowohl was den geistlichen Vorbehalt, als die Religionsfreyheit der Unterthanen und das darauf sich beziehende Reformations-Recht der Landesherren betrifft, verharret sind, wird sich jeder von selbst vorstellen, der die Beschaffenheit solcher Streitigkeiten nur von weitem kennt. Nicht so leicht war vorher zu sehen, daß noch neue, welche die Ersteren fast vergessen machten, hinzu kommen würden, und zwar solche, die den Kaiser unmittelbar, oder vielmehr die von ihm durch seinen Reichshofrath ausgeübte Gerichtsbarkeit und die bisherige Entscheidung auf den Reichstägen durch die Mehrheit der Stimmen angiengen. Indessen ließ sich auch am Anfange der Regierung Rudolphens wenigstens von außen alles ziemlich ruhig an,

1576. nur daß die Niederländischen Angelegenheiten, die wir jetzt nachholen müssen, auch für Deutschland in mancher Rücksicht bedenklich zu werden schienen.

Karl V. hatte seinen Sohn Philipp eigends deswegen aus Spanien nach den Niederlanden kommen lassen, damit er die Niederländer, und diese ihn lieb gewinnen möchten. Allein sein Charakter war viel zu streng und zu stolz, sein Aeußerliches zu ernsthaft, um einer Nation gefallen zu können, welche die Freymüthigkeit liebte, und bis daher mit ihren Fürsten, ja selbst mit Karln in der Art eines ganz einfachen, ungezwungenen und freundschaftlichen Umgangs gelebt hatte. Hang zur despotischen Regierungsart, welcher unmöglich konnte verborgen bleiben; Eifer für Religion, der keine Wege der Ueberzeugung, Sanftmuth, und Liebe kannte; ein ganz einsames und gleichsam von aller menschlichen Gesellschaft entferntes Leben, eine gesuchte bis zur Affectation kurze Redensart, Verschwiegenheit, die Verachtung anzudeuten schien, fast unüberwindliche Beharrlichkeit auf den einmahl angenommenen Gesinnungen, zu oft verlangte und sehr drückende obgleich nur freywillige Abga-

gaben, ausschweifender Aufwand, und keine Ordnung in den Finanzen, unerbittliche und unnachgiebige Härte in Verwaltung der Strafgerechtigkeit hatte die ihren Regenten sonst ungemein zugethanen Gemüther der Niederländer bereits von Philippen größten Theils abwendig gemacht, als er um den auch in den Niederlanden Eingang findenden Neuerungen in der Religion vorzubeugen, die Inquisition einzuführen gedachte, deren bloßer Nahm nicht nur allein bey Protestanten, sondern auch noch so eifrigen Katholiken solchen Abscheu erregte, daß Philipp gezwungen ward, sein Project zurück zu nehmen. Dagegen aber suchte er auf Anrathen des in der Deutschen Geschichte bereits bekannt gewordenen jüngern Granvelle zu besserer Handhabung der katholischen Religion mehrere Bisthümer zu errichten, eine Sache, die zwar an sich nicht in einem so hohen Grad gehäßig war, aber doch auch ungemein üblen Eindruck auf die bereits mißtrauischen Gemüther machte, indem die Mißvergnügten, besonders die heimlichen Protestanten jedermann zu bereden suchten, daß die neuen Bischöfe die Inquisition nur unter einem andern Nahmen ausüben würden. 1576.

1576. Noch eine andrre Schwierigkeit that sich dabey hervor. Philipp bestimmte zum Unterhalt derselben verschiedene Klöster und Abteyen; und obgleich der Religion in den damahligen Umständen unendlich mehr durch eifrige Bischöfe, als durch unthätige Mönche gedient war, so schrien doch letztere aus allen Kräften, daß man ihnen das Ihrige entzöge, die guten Absichten der Stifter untergrübe, und letzteren sowohl als ihnen die größte Ungerechtigkeit anthäte.

Die Mönche an sich würden zwar allemahl einige Gährung, aber keine so gewaltsame veranlasset haben. Allein bald gesellten sich nicht nur allein die Katholischen, sondern auch selbst die ärgsten Feinde der Mönche die Protestanten ihnen bey. Da die Aebte dieser Klöster bis daher Landstände gewesen, gab man vor, daß durch die Errichtung der Bisthümer ein eigenmächtiger und allen übrigen Ständen zum höchsten Nachtheil gereichender Eingriff in die Grundverfassung der Niederländischen Provinzen geschehe; auch suche man nur deswegen die Aebte zu unterdrücken, weil sie als die unabhängigsten der Stände, da sie ihre Stelle

nie-

niemand als der freyen Wahl ihrer Mön- 1576.
che zu danken hatten, immer auch den Anmaßungen der Fürsten sich am meisten widersetzt, oder, in der Sprache der Patrioten zu reden, die landschaftlichen Rechte am freymüthigsten vertheidiget; da hingegen die neuen Bischöfe, die bloß durch die Ernennung des Fürsten zu ihren Stellen gelangten, nichts als Werkzeuge seines Willens abgeben würden. Andere wollten gar wissen, daß Granvelle, dem bey der neuen Einrichtung des Erzbisthums Mecheln zugedacht war, bloß um aus einem Bischofe ein Erzbischof zu werden, dem König diesen Rath gegeben. Allein Philipp, der ohnehin nicht gewohnt war nachzugeben, beharrte auf seinem Vorhaben, und setzte es auch mit Bewilligung des Papstes durch.

Doch, da indessen sein Vater gestorben, eilte Philipp nach Spanien, so unzufrieden mit den Niederländern, als sie mit ihm waren. Seine Abreise verminderte nicht nur allein nicht das bereits vorhandene Mißtrauen, sondern sie verschaffte ihm noch starken Zusatz. Während seiner Abwesenheit sollte die Herzoginn Margaretha von Parma, seines Vaters narürliche Tochter, seine

1576. Stelle vertreten; eine Auswahl, die dem Volke eben nicht unangenehm gewesen wäre. Allein bald zeigte es sich, daß Granvelle das Heft der Regierung in Händen haben, und unter ihrem Nahmen das meiste zu sagen haben sollte; ein Mann, der mit großen Talenten die Kunst sich verhaßt zu machen, im hohen Grad verband, es mag nun durch Stolz, Geitz und Prachtliebe, wie ihm seine Gegner vorwarfen, oder durch gar zu große Geflissenheit, das Ansehen seines Herrns auch auf Kosten rechtmäßiger Landesverfassungen und Privilegien zu erhöhen, geschehen seyn.

Wir haben bereits unter Karls Regierung gesehen, was für einen großen Abscheu sich derselbe in Deutschland zugezogen; bald ward es in den Niederlanden noch ärger. Der Eifer, womit er die Errichtung der neuen Bisthümer durchzusetzen suchte, die Wachsamkeit, womit er alle Schritte der vornehmsten niederländischen Herren beobachtete, die gebietherische Art womit er ihnen begegnete, seine Anhänglichkeit an das königliche Interesse und jenes der katholischen Religion, ja sogar seine Geburth, weil er kein eigentlicher Niederländer, sondern aus der Franche

Com=

Comte und noch dazu aus keinem sonder- 1576.
bar edlen Geschlechte abstammte, endlich auch seine Erhebung zur Cardinalswürde; kurz, alles was zu erdenken war, mußte seinen Gegnern zum Stoff dienen, Widerwillen gegen ihn, die Gouvernantin und den König zu erregen.

Philipp selbst ward ohne Unterlaß angegangen, Granvellen abzurufen, wenn nicht alles in die größte Verwirrung gerathen sollte. Die Mißvergnügten konnten um so eher dergleichen Dinge behaupten, da es großen Theils an ihnen als Befehlshabern der Provinzen und Truppen, wie auch den Angesehensten unter dem Adel und den Ständen lag, wahre Unordnungen einreissen zu lassen oder selbst zu stiften, woran es auch wirklich nicht fehlte. Allein Philipp war taub zu allem, was man ihm vortrug, bis endlich Granvellens Feinde Gelegenheit fanden, selbst die Statthalterin dadurch in ihr Interesse mit einzuflechten, daß sie ihr vorstellten, wie verächtlich in den Augen des Volks es für ihre Person sey, daß sie bloß den Nahmen hergeben, Granvelle aber in der That selbst befehlen und herrschen sollte. Da

1576. hierauf die Prinzessin ebenfalls Granvellens Entfernung betrieb, so willigte endlich Philipp in ihr Gesuch, so ungern als es auch geschah. Granvelle, der in der That ein in politischen Geschäften geübter und weit aussehender Mann war, gab dem König bey dieser Gelegenheit in einem an ihn erlassenen Schreiben den Rath, selbst mit Geld und Truppen nach den Niederlanden zu kommen; jedoch weil die Ausländischen dem Volke zu verhaßt seyen, vier bis fünf Regimenter im Lande zu werben, und die Befehlshaberstellen nicht dem hohen, sondern Leuten von niedern und ärmeren Adel, die es noch aufrichtig sowohl mit der Religion als dem König meinten, anzuvertrauen. Der höhere Adel werde von zweyen Häuptern geleitet, die einander an Geburth und Ansehen fast gleich, im Charakter aber sehr verschieden seyen, dem Prinzen Wilhelm von Oranien, und dem Grafen von Egmont; jener sey ein gefährlicher, verschlagener Mann, der sich das Ansehen gebe, das Volk gegen die königlichen Befehle zu schützen, in der That aber nichts suche, als die Gunst des großen Haufen, um sich dessen zur Ausführung seiner Projecte zu bedienen, ein Feind aller Religion, jedoch äußerlich als ka-

tho-

tholisch, lutherisch oder calvinisch erschei- 1576.
nend, nach Verschiedenheit der Umstände, und seines gegenwärtigen Vortheils, unersättlich an Reichthümern und Ansehen, wenig zufrieden mit den Statthalterschaften, die er schon besässe, und im Stande, alles zu unternehmen und auszuführen, was der weit umfassendste Ehrgeitz ihm eingeben könnte. Der König sollte ihm entweder die Vice-Königsstelle von Sicilien übertragen, oder ihn nach Madrid kommen lassen, unter dem Vorwand sich dessen in Flandrischen Geschäften zu bedienen. Der Graf von Egmont sey hingegen ein guter Diener des Königs, zugleich aufrichtig und fest in der Religion. Nur seine Verbindung mit dem Prinzen von Oranien sey zu tadeln. Man könne ihn aber leicht zu seinen Pflichten zurück führen, wenn ihm der König Achtung bezeige, ihn dem von Oranien vorziehe, wie er es verdiente, und ihm seine Pensionen richtiger bezahle, als es bis daher geschehen. a)

Philipp befolgte wenig oder gar nichts von allem diesem. Selten ward aber auch das Betra-

a) Histoire du Cardinal de GRANVELLE p. 405.

1576. tragen eines Ministers durch den Erfolg so sehr gerechtfertiget, als jenes Granvellens. Die Mißvergnügten hatten der Statthalterin ohne Unterlaß beygebracht, daß alles nach Wunsch gehen werde, sobald derselbe entfernt seyn werde. Allein die gute Prinzessin fand sich so sehr in ihrer Erwartung betrogen, daß sie nun Granvellen tausendmahl wieder zurück wünschte, und sogar in einem Schreiben an ihn in die Worte ausbrach, man hätte ihr eher den Kopf für die Füße legen sollen, als in ihren Vorschlag willigen. Jeder der Großen wollte herrschen oder Gnaden austheilen, und seine Creaturen befördern. Um so weniger aber ward an die Wiederherstellung der Finanzen, ordentliche Bezahlung der Truppen, unparteyische Gerechtigkeitspflege, und Bestrafung der Verbrechen gedacht. Nur die Religionssache schienen sie sich zu Herzen zu nehmen; aber auf eine ganz andere Weise, als es ihr Herr wünschte. Philipp war bis daher nie zu bewegen gewesen, die scharfen Religions-Edicte, die bereits sein Vater in den Niederlanden ausgehen, aber eben nicht mit ganz sonderbarem Ernst und Nachdruck hatte vollstrecken lassen, entweder aufzuheben, oder nur etwas zu mildern. Im Gegentheil,

wenn es hätte geschehen können, würde 1576.
er die ganze Spanische Inquisition auch auf Niederländischen Boden eingeführt haben. Jetzt da Granvelle nicht mehr war, drangen die Großen neuerdings und ohne Scheu auf die Milderung oder gänzliche Aufhebung der Edicte; es mag nun seyn, daß sie dadurch das Volk gewinnen wollten, dem nichts verhaßter war als eben diese Strafgesetze, oder daß sie an sich schon allen Zwang in Religionssachen verabscheuten, oder endlich, daß sie glaubten, unter dem Deckmantel der Inquisition, deren Einführung man noch immer besorgte, liege auch politische Knechtschaft verborgen, oder werde derselben auf den Fuß folgen. So viel weiß man wenigstens, daß diejenigen, welche die Sache am meisten betrieben, als die Grafen von Egmont und Horn bis an ihr Ende katholisch geblieben sind, und selbst Prinz Wilhelm von Oranien, der das Haupttriebrad, jedoch nur im Stillen war, sich damahls noch öffentlich zur katholischen Religion bekannte.

Der Graf Egmont gieng selbst nach Spanien, um dem König die widrigen Folgen solcher Edicte mündlich begreiflich zu machen. So

viel

1576. viel er nach seiner Rückkunft aussagte, schien auch Hoffnung zur Milderung vorhanden zu seyn; allein bald kam zum Erstaunen seiner und aller mit ihm gleich Denkenden ein königlicher Befehl, *) daß die ehemahligen Strafgesetze Karls V. auf das genaueste sollten vollzogen werden; und damit man, so viel möglich, wissen könnte, was jeder für einer Religion zugethan, ward den Pfarrern der Auftrag gemacht, das genaueste Verzeichniß über alle in ihren Pfarreyen befindliche Classen von Leuten zu verfertigen, auch die Nahmen aller jener aufzuschreiben, welche zur Beicht giengen oder nicht. Zugleich sollten auch die Decrete des Conciliums von Trient ohne allen Vorschub bekannt gemacht werden. Obgleich Philipp glaubte, dem Gehäßigen bey dieser Sache dadurch ausgewichen zu seyn, daß er es bey den Edicten seines Vaters bewenden ließ, so erfolgte dennoch eine unglaubliche Gährung der Gemüther; alles schrie laut, man wolle die spanische Inquisition einführen, besonders ward das Volk durch diesen alleinigen Nahmen so aufgebracht, daß nichts als ein entschlossener Anführer zu mangeln schien, um es zu allen möglichen Gewaltthätigkeiten zu verleiten.

Die

*) 1565. im October.

Die bisherigen Häupter der Großen, als Egmont, Horn und Prinz Wilhelm, waren zwar weit entfernt, sich als solche aufzustellen; sie scheuten sich aber auch nicht, öffentlich ihr Mißvergnügen an den Tag zu legen. Sie blieben nun, wie sie es schon ehemahls gethan hatten, von dem königlichen Rath weg, hielten Zusammenkünfte unter dem Vorwande von Hochzeiten und Gastmahlen, und redeten von nichts als den schlimmen Folgen der königlichen Befehle. 1576.

Dadurch ermuntert, traten mehrere vom Adel, unter welchen auch einige Katholische sich befanden, in ein Bündniß gegen die Inquisition zusammen, und versprachen sich gegenseitige Hilfe, wenn jemand wegen der Religion in Gefahr kommen sollte, und damit man um so deutlicher sähe, was sie für einen Hinterhalt hätten, stellte sich der ganz offenbar protestantische Graf Ludwig von Nassau, Wilhelms von Oranien Bruder, als eines ihrer Häupter dar.

Eben diese Edelleute begaben sich kurz darauf bis 400 an der Zahl zu Brüssel zu der Prinzessin Statthalterin und überreichten eine Bittschrift, daß die Religions-Edicte nach Gutbefinden der Stände möchten verändert werden, indessen aber auf sich

be-

1576. beruhen bleiben. Damahls war es, daß der Nahme der Geusen (Bettler), der in den Niederlanden fast eben so berühmt geworden, als in Frankreich jener der Hugenotten, das erstemahl gehöret ward. Da einer oder der andere, der um die Prinzessin war, diese Edelleute wegen widriger Glücksumstände, in denen sich manche davon befanden, mit demselben bezeichnete, fieng ihn der damahls in ganz Europa, besonders aber in den Niederlanden äußerst rege Parteygeist auf das begierigste auf, und bediente sich desselben als der Losung einer gemeinsamen Verbindung, die noch dazu durch Münzen und andere Zeichen, die auf dessen Bedeutung anspielten, um so mehr theils befestiget, theils äußerlich an den Tag geleget ward.

Was aber noch schlimmer war, das dadurch ebenfalls mehr aufgemunterte und erhitzte Volk stellte sich eigenmächtig Prediger an, versammelte sich bewaffnet bey dem von ihnen gehaltenen Gottesdienste, und fiel zuletzt fast zu eben der Zeit in den meisten Städten der Niederlande auf Geistliche, Kirchen, die darin befindlichen Altäre, Bilder der Heiligen und Reliquien her, und verübte die größten Ausschweifungen an denselben.

Zwey=

Zweytes Kapitel.

Ankunft des Herzogs von Alba in den Niederlanden. Aufstand derselben.

Nun sah Philipp wohl, daß die Niederländischen Angelegenheiten weit bedenklicher werden könnten, als er bis daher geglaubt hatte. Alles, was in den Niederlanden es noch gut mit ihm meinte, rieth und bath, daß er in Person nach denselben kommen möge; wenn sein Vater es vor Zeiten wegen der Empörung einer einzigen Stadt gethan, wie vielmehr er bey der allgemeinen Gefahr eines so wichtigen Landes es in das Werk setzen sollte? 1576.

Allein Philipp, so sehr er auch äußerlich Hoffnung dazu machte, war doch nie zu be-

1576. wegen, es in der That zu erfüllen. Anstatt seiner schickte er vielmehr den ebenfalls in Deutschland, wo er dem Schmalkaldischen Krieg beygewohnt hatte, schon bekannten Herzog von Alba *), und zwar, damit er alles nach Gefallen durchsetzen könnte, mit einem beträchtlichen Corps spanisch italiänischer Truppen. Daß der Menschheit solcher Trotz gebothen worden, wie es dieser Mann that, wird man kaum irgendwo finden. Seinem Hauptgrundsatze zu Folge, daß die Schärfe das einzige Mittel sey, das königliche Ansehn und die katholische Religion wieder herzustellen, ließ Alba Ströme von Blut fließen. Man hatte es ziemlich vorgesehen, und eben daher war ein großer Theil des Adels sowohl als des Volkes aus den Niederlanden entflohen, unter denen sich auch Prinz Wilhelm von Oranien befand. Die Grafen Egmont und Horn hingegen nebst andern, die zu wenig Muth und zu viel Reichthum oder auch Zutrauen auf ihr bisheriges Betragen, oder doch wenigstens die dabey gehabte Absicht besaßen, um ein freywilliges Elend ertragen zu können, verloren durch eben diese Hoffnung zu le-

*) 1568.

leben ihr Leben. Mit den beyden erstern 1576.
ward der Anfang gemacht, indem einige Köpfe von Salmen, nach dem Ausdrucke des Alba, mehr werth seyen, als weiß nicht wie viel von Fröschen. Aber auch von letztern wurden bald Kerker, Galgen und Blutbühnen angefüllt.

Da Leben und Eigenthum durch die von undenklichen Zeiten her beobachteten Niederländischen Landesgesetze ungemein gesichert waren, so wußte sich Alba unter dem Vorwande darüber hinaus zu setzen, daß die Frage von dem Laster der beleidigten Majestät sey, welches nicht nach gemeinen Rechten und Gesetzen dürfe behandelt werden. Ein außerordentliches von ihm niedergesetztes Gericht, in welchem ein eben so unwissender als blutgieriger Spanier, Vargas mit Nahmen, fast alles regierte, war das Werkzeug diese Majestätsrache auszuüben. Nicht nur allein diejenigen wurden für schuldig erkannt, die in dem ehemahligen Bündnisse des Adels befangen gewesen, oder die Hand an Kirchen und Bilder geleget, sondern auch solche, die es nicht gehindert, durch welches letztere alle Magistratspersonen, Beamte, und Leute von Anse-

1576. hen in die grausamste Verlegenheit und Ungewißheit versetzt wurden. Umsonst machten treue Niederländer dem König Vorstellungen, daß eine solche Strenge die Gemüther auf das äußerste bringen würde. Alba wußte es entweder zu hindern, daß die Schreiben nicht an denselben kamen, oder wenn es auch geschah, so brachte er ihn bald dadurch wieder auf seine Seite, da er ihm dergleichen Rathgeber, so wie alle Niederländer überhaupt, als Leute vormahlte, welche die Regierungskunst nicht verstünden, und, von der Natur langsam und kurzsichtig, an Scharfsinn mit den Spaniern nicht zu vergleichen wären; da er nebst diesem wußte, daß bey Philippen keine Gnade zu hoffen, so bald von Religion die Frage war, so suchte er ihm stets einzuprägen, daß alles Mißvergnügen der Niederländer, so wie alle bisherigen Schritte bloß von ihrem Hang zu Neuerungen in Religionssachen herrührten; so lange dieser nicht ganz und gar ausgerottet sey, dürfe man sich auch keine Hoffnung zu einer dauerhaften Ruhe machen.

Kein Wunder demnach, daß Philipp den Grausamkeiten des Alba freyen Lauf ließ; um

so

so mehr aber, daß das Niederländische Volk bey seiner großen Liebe zu seinen alten Freyheiten und Privilegien so lange diese Härte ertragen konnte. Graf Ludwig von Nassau, so wie sein Bruder Prinz Wilhelm warben zwar beträchtliche Corps Truppen in Deutschland. Allein Alba, dem man große Kriegserfahrenheit nicht absprechen kann, wußte ihnen so zu begegnen, daß sie bald ihr Vorhaben aufgeben mußten. Hätte er diesen Umstand benutzt, und durch eine ganz unbedingte Vergebung alles vorigen die Gemüther der Niederländer endlich einmahl beruhiget, und keine Eingriffe in ihre übrige Landesverfassung gethan, so ist kein Zweifel, daß vielleicht nie das königliche Ansehen sowohl als die katholische Religion so sehr wären befestiget gewesen. Allein da nun doch einmahl die Sachen so weit waren, wollte Alba noch einen Versuch wagen, um auch für das künftige alles seinem Plane nach sicher zu stellen. Damit er die mächtigen niederländischen Städte um so besser in Zaum hielte, hatte er bereits Citadellen erbaut, und sie mit Garnisonen belegt; nichts fehlte als, ein beständiger Fond zu ihrem Unterhalt. Diesen ausfindig zu machen, machte er eigenmächtig ohne Zuziehung der 1576.

1576. Stände eine Auflage, vermöge deren jeder für jetzt den hundertsten Theil seines Vermögens, sodann aber den zwanzigsten von liegenden Gründen, so oft sie verkauft würden, und von beweglichen Gütern in eben dem Falle den Zehnten entrichten sollte.

Das Volk hatte ziemlich gelassen das Blut so vieler seiner Mitbürger fließen gesehen; es mag nun seyn, daß der den Niedrigen in Ansehung der Größeren und Reicheren beywohnende Neid ihnen ein heimliches Vergnügen gewährt, wenn es sie auch auf eine noch so ungerechte Weise leiden sieht, oder daß es ihre Sache nicht als so genau mit der seinigen verbunden zu seyn glaubt; auch da ihm Prediger und Religionsübung genommen wurden, blieb es ruhig. Allein da es nun eine ganz neue Auflage und war für beständig entrichten sollte, gerieth es in eine mit Verzweiflung vermischte Wuth, die ihm eine Stärke und Entschlossenheit einflößte, welche weder Alba noch jemand seines gleichen nur von weitem vermuthet. Hätte dieser stolze Mann, als er gleich anfangs den starken Widerstand gesehen, den dringenden Vorstellungen aller Gut- und Uebelgesinnten, denn in diesem Stücke war kein

kein Unterschied mehr wahrzuneh- 1576.
men, Gehör gegeben: so würde er seinem Herrn einen in seiner Art einzigen und äußerst langwierigen Krieg, dessen Ländern aber und Königreichen die daraus erfolgende und kaum mehr zu heilende Schwäche erspart haben. Allein nur gewohnt seinem eigenen Willen zu folgen, und die Niederländer zu verachten, glaubte er leicht durch Schärfe zu erhalten, was so vielen mißfiel.

Aller Orten sah man aber jetzt die entschlossenste Uebereinstimmung, eher Leib und Leben, ja das ganze Vermögen hindan zu geben, als den zehnten oder den hundertsten Theil b). Nirgends aber zeigten sich diese Gesinnungen deutlicher, als in den nördlichen Provinzen, besonders in Holland, gerade da wo man es am wenigsten gesucht hätte. Eben war es einigen auf dem Meere herumschwärmenden Gensen gelungen, sich des Seehavens Briel zu bemächtigen. Alsbald fanden sich in Holland als den gemeinen Sammelplatz alle übrigen Vertriebene,

b) Tanto flagrabant odio dominatus: omnia dabant, ac decimam darent, GROT. Ann. L. 2.

1576. und selbst Prinz Wilhelm von Oranien ein, wo sie von den Städten mit offenen Armen aufgenommen wurden. Weil sie wohl wußten, daß ihnen der Herzog bald auf den Leib gehen werde, machten sie sich zu der hartnäckigsten Vertheidigung bereit; wovon sogleich die Stadt Harlem ein Beyspiel gab, zu deren gänzlicher Bezwingung die Spanier bis sieben Monathe nöthig hatten.

Nun fieng endlich doch Philipp an demjenigen, was ihm die Niederländer selbst riethen, mehr Glauben beyzumessen. Alba ward nach Spanien zurück berufen, und der neue Statthalter Requesens sollte durch Gelindigkeit wieder gut machen, was Alba durch übertriebene Strenge verdorben hatte. Allein die Erbitterung war bereits so sehr angewachsen, daß keine Aussöhnung mehr zu hoffen war. Der Stolz und die Hartherzigkeit des Alba hatte sich auch dem geringsten Soldaten, der Spanier war, mitgetheilt. Es war nicht genug, daß derselbe es bey jeder Gelegenheit den Niederländer fühlen ließ, daß er sein Herr und Zuchtruthe sey, sondern zu Zeiten, besonders wenn der Sold etwas ausblieb, wurden auch noch die schrecklichsten

Plünderungen, Raubereyen und Grausamkeiten an ganzen Städten ausgeübt. 1576.
Philipp, obschon er für den reichsten Monarchen seiner Zeit gehalten ward, war doch so wenig als sein Vater ehemahls im Stande, sein obgleich wenig zahlreiches Heer in den Niederlanden regelmäßig zu besolden. Blieb nun der Soldat eine Zeitlang ohne Zahlung, so mußte gleich alles zittern, so weit er reichen konnte. Da er die Niederländer überhaupt als Rebellen ansah, so hielt er sich alles auch die unmenschlichsten Handlungen gegen sie erlaubt.

Zu diesem kam noch, daß besonders in Holland, da man nun einmahl mit dem König gebrochen, alles was nicht gut katholisch gesinnt war, sich öffentlich erklärte, und eine solche Menge von Reformirten sich hervor that, daß sie fast in allen Städten das Uebergewicht bekamen. Selbst Prinz Wilhelm, da er es wahrnahm, bekannte sich zu ihrer Partey, und leistete ihr allen Vorschub, um die Wiederkehr unter den Scepter des unversöhnlichsten Ketzerfeindes, der je gewesen, unmöglich zu machen.

1576. Nach Requesens baldigem Hintritt folgte Philipp dem Rath einiger Niederländer, und schickte gar keinen Statthalter, sondern übertrug die Verwaltung dieser Provinzen dem Niederländischen Staatsrath; eine Sache, die vielleicht in früheren Zeiten von einigem Nutzen hätte seyn können. Allein zum Unglück brachen aus Abgang des Soldes wieder neue Meutereyen der Soldaten aus: so daß sogar Antwerpen von ihnen ausgeraubt und geplündert ward. Der Staatsrath gab sich zwar Mühe die Sache beyzulegen; allein da es nichts fruchten wollte, gerieth er in Verachtung, und die Stände glaubten nun berechtigt zu seyn, sich Hülfe auf was immer eine Art zu schaffen. Auf Anrathen des Prinzen Wilhelms ward hierauf die berühmte Pacification von Gent geschlossen, vermöge deren ausgemacht ward, keine spanische Garnisonen in dem Lande zu dulden, auf einem allgemeinen Landtag *) wegen der Landes- und Kriegsangelegenheiten, auch wegen der Religionsübung in Holland und Seeland eine gewisse Einrichtung zu treffen, bis wohin die Religions-Edicte eingestellt seyn sollten. Prinz Wilhelm soll-

*) 1579. 8. Nov.

sollte indessen Statthalter in Holland und Seeland seyn. Die dem Herzoge von Alba aufgerichteten Saulen und Siegeszeichen sollten zerstöret werden rc. rc. c) 1579.

So verhaßt dieser Schritt dem König Philipp war, so hielt er es doch für räthlicher, sich in die Zeit zu schicken, und den Vertrag zu bestätigen. Und dieß war nach dem Urtheile eines sehr einsichtigen Mannes der einzige Zeitpunct, wo sich etwas Gutes von den Niederländischen Angelegenheiten hätte hoffen lassen, wenn man mit den Waffen auch den wechselweisen Haß ablegte. „Wenn ich, fährt er fort, dieser Sache bis auf den Grund nachdenke, scheint mir die Hauptursache des Uebels in dem eifersüchtigen Ehrgeitz der Großen, und einem diesem nicht unähnlichen Gebrechen des Volks, nähmlich in dessen blindem Religionseifer zu liegen, der sich nie in den Schranken der Verträge, oder seines gegenwärtigen Schicksals hält. So lange dieses bleibt, fehlt es auch niemahls

c) Ap. GOLDAST. Reichshandlungen p. 215. seqq. DUMONT T. V. P. I. N. 140.

1579. mahls an Parteyen, und Werkzeugen zur Freyheit. d) "

Philipp ernannte zugleich den durch seinen Sieg bey Naupactus gegen die Türken berühmt gewordenen Joan von Oesterreich seinen natürlichen Bruder zum Statthalter, der auch ungeachtet der Gegenbemühungen des Prinzen Wilhelm als solcher angenommen ward; jedoch erst, nachdem er versprochen, alle spanische Truppen, sodann auch die übrigen Ausländer zu entlassen und abzuführen. Da er es in Ansehung der erstern in das Werk setzte, fiengen die Niederländer gleichsam an, wieder auf das neue aufzuleben. Allein da bald darauf Don Joan sich der Stadt Namur bemächtigte, und die Deutschen Garnisonen in anderen Städten zu übere-

d) Fuitque id unum omnino tempus, quo de rebus Belgicis bene sperare licuit, si cum armis & odia ponerentur. Sed mihi hæc altius repetenti certissima malorum origo videtur procerum æmulatrix ambitio & huic non dissimile populi vitium abruptus suæ religionis amor, nunquam se intra fœdera, nunquam presentem intra sortem tenens: hæc dum manent, nec partes unquam desunt, nec instrumenta in libertatem. GROTIUS Annal. Belg. L. 8.

reden suchte, ihm dieselben zu übergeben, 1579.
auch solche Correspondenzen von ihm entdeckt wurden, die etwas ganz anders verriethen, als er sich mündlich bis daher vernehmen lassen, erwachte bald das alte Mißtrauen, und man erklärte ihn nun gar als einen Feind, machte auch Anstalten ihn mit Gewalt aus den Niederlanden zu vertreiben. Besonders aber wuchs nun das Ansehen des Prinzen Wilhelm, der zuvor die Niederländer wegen des Don Jvan gewarnt hatte, ganz außerordentlich, so daß ihn auch die Brabanter zu ihrem Schützer oder Bewahrer der Ruhe, wie sie es nannten, erklärten, überhaupt aber derselbe von allen niederländischen Städten als der Retter und Wiederhersteller ihrer Freyheit angesehen, und unendlich gepriesen ward. Das große Uebergewicht, das Prinz Wilhelm dadurch erhielt, schien wenigstens zu dienen, daß um so eher die Einigkeit unter den Verbundenen könnte erhalten werden, allein gerade erfolgte das Gegentheil, indem der übrige hohe Adel nun eifersüchtig ward, daß Wilhelm allein in den Augen des Volkes Alles seyn sollte.

Viele von den Katholischen fiengen auch an für ihre Religion besorgt zu werden, da der Pöbel, dessen einmahl rege gemachter Religionseifer nie sich

ge-

1579. gehörig einzuhalten weiß, in mehreren Orten von Holland ungeachtet der Pacification von Gent den katholischen Magistrat absetzte, und die Kirchen mit Gewalt an sich riß. Woraus man schloß, der Prinz dürfte um sein Ansehen desto mehr zu befestigen, seine Religion, so wie es bereits in Holland geschehen, auch in den übrigen Provinzen zur herrschenden zu machen suchen. Sie verfielen demnach auf den sonderbaren Gedanken, dem Erzherzoge Mathias, des Kaisers Bruder, die Oberstatthalterschaft über die Niederlande anzutragen, als ein Mittel den Prinzen in Schranken, die katholische Religion aber aufrecht zu halten, und vielleicht auch Spanien zu besänftigen; indem der König eher die Herrschaft über die Niederlande einem Gliede seines Hauses gönnen, als gar keine werde haben wollen, auch sich allenfalls eine Heurath zwischen dem Mathias und des Königs Prinzessin könne stiften lassen, und die Niederlande als eine Mitgift demselben abgetreten werden.

Drittes Kapitel.

Maximilians II. und Rudolphens Bemühungen den Frieden wieder herzustellen. Congreß zu Cöln.

Das Deutsche Haus Oesterreich hatte diesem ganzen Handel bis daher mit Unwillen und Wehmuth zugesehen, nicht nur allein, weil ihm der Verlust so wichtiger Provinzen zu Herzen gehen mußte, sondern auch vorzüglich deswegen, weil der unglaubliche Haß, den nun fast das ganze Europa anfieng auf Spanien zu werfen, wenigstens einiger Maßen auf dasselbe zurück fiel. Kaiser Maximilian II. konnte seiner duldsamen Denkungsart zu Folge sich nicht enthalten, Philippen von seiner großen Strenge besonders in Religionssachen abzurathen. Er schickte sogar seinen Bruder den Erzherzog Karl nach Spanien, um in seinem sowohl als 1579.

der

1579. der Deutschen Fürsten Nahmen ihn von seinen gewaltsamen Entschließungen abzubringen.

Allein Philipp, da eben damahls Alba *) gegen Ludwig von Nassau gesieget, antwortete: „Daß er anstatt solcher Vorstellungen vielmehr Glückwünschungs-Complimente von andern Fürsten wegen des guten Erfolges seiner Waffen, ihre Gutheissung, und noch dazu ihren Dank wegen des Beyspiels erwartet, welches er durch Aufrechthaltung des Ansehens der Souverains, und Befestigung des Gehorsams der Unterthanen gegeben; wenn der Kaiser, die Churfürsten und übrigen Reichsstände anders gesinnt seyen, so könne es von nichts als falschen Nachrichten, von denen sie sich hintergehen lassen, herrühren; an die Reichsgesetze sey er nicht weiter gebunden, als es in den mit dem Reich geschlossenen Tractaten besonders jenen vom J. 1548. enthalten sey, durch welche die Religion und innere Verfassung seiner Niederländischen Provinzen nicht die geringste Aenderung erlitten; seit dem Antritte seiner Regierung habe er seine größte Sorge da-

*) 1568.

dahin verwendet, die wahre alte und katholische Religion, zu der er sich bekenne, und in der er zu leben und zu sterben gedenke, zu erhalten; in dieser Sache glaube er nicht, daß Mittelwege, oder Nachsehen Statt haben könne; die Erfahrung lehre es auch klar, wie schädlich und gefährlich das Nachsehen sey, weil daher hauptsächlich der Untergang und der erbärmliche Zustand, in welchem die Religion sich befinde, erfolgt sey. Wolle man sich auch in Dingen, welche den Dienst, die Ehre Gottes und die Religion angehen, in deren Vergleich jedoch keine zeitliche Sache der ganzen Welt von einigem Werthe seyn könne, bloß nach Staatsabsichten und der Vernunft richten, so sehe man, daß weder das Ansehen der Fürsten, noch Fried und Eintracht der Unterthanen, noch die allgemeine Ruhe sich erhalten könne, so lang eine Verschiedenheit in der Religion herrsche."

"Was das Betragen gegen seine rebellischen Unterthanen angehe, habe er großes Leid empfunden, daß sie sich so viel zur Last haben kommen lassen, sowohl in Rücksicht auf das königliche Ansehen, das er so hoch schätzen

müsse, als auf die Erhaltung seiner Staaten. Indessen sey keiner gestraft worden, als gesetzmäßig, nachdem er von seinen ordentlichen Richtern verhöret worden, und sich hinlänglich habe vertheidigen können. Die Güte sey zwar allerdings eine den Fürsten eigene Tugend, sie habe aber ihre Zeit und Gränzen, und man müsse dabey auf Gerechtigkeit und das Beyspiel, welches die Zeitumstände forderten, sehen. Da er noch dabey nur die Häupter der Verschwörung gestrafet, so habe er vielmehr, wenn man die Gesetze und viele alte und neue Beyspiele zu Rath ziehe, der Güte als Strenge Lauf gelassen."

„Da auch die Absendung Spanischer Truppen nach den Niederlanden nichts anders zum Zweck habe, als die Wiederherstellung der Ruhe daselbst und die Beschützung seiner eigenen Länder; keines Weges aber um seinen Nachbarn nur das geringste Leid zuzufügen, so müsse er sich um so mehr wundern, daß man sich darüber aufhalten könne. Diese Beschwerden würden von sich wegfallen, wenn die Fürsten sich von seinen wahren Gesinnungen unterrichten wollten; auch würden sie ihm vielmehr Dank wis-

wissen, daß er in einer sie alle angehenden Sache, dergleichen die Treue und der Gehorsam der Vasallen gegen ihre Oberherren sey, sich als gemeinen Rächer aufgestellt. Eben daher hätten sie auch nicht nur allein nicht die geringste Ursache seinen Feinden beyzustehen, sondern vielmehr ihr eigenes Interesse forderte, seine Absichten zu unterstützen."

Dem Erzherzog ward nebst dieser schriftlich ertheilten Antwort noch ins besondere zu verstehen gegeben, daß man nicht begreiffen könne, warum der Kaiser in einer ihn selbst so nahe angehenden Sache sein Ansehen als Haupt des Deutschen Reiches nicht gebraucht, um den Prinzen von Oranien und seinen Bruder zu hindern in Deutschland Truppen zu werben. Der Erzherzog entschuldigte seinen Bruder so viel er konnte, und nahm unverrichteter Dinge den Heimweg.

Auch Maximilians Nachfolger und Sohn Rudolph nahm sich diese Sache gleich nach seiner Thronbesteigung ungemein zu Herzen, besonders, nachdem sein Bruder Mathias wiewohl ohne sein Wissen und Willen die Statthalterschaft von Sei-

ten der Stände wirklich angenommen. Da aber alle seine Rathschläge, die er dem König von Zeit zu Zeit ertheilte, immer auf Güte und Nachgiebigkeit, so wie jene seines Vaters gerichtet waren, kamen sie eben darum schon dem Philipp verdächtig vor. Nur da die Sachen immer verwickelter wurden, und eine mächtige Faction nun gar auch den Herzog von Alencon des Königs von Frankreich Bruder, ungeachtet Mathias sich noch in den Niederlanden befand, herbey rief, ließ sich endlich Philipp die von dem Kaiser ihm angetragene Vermittelung gefallen. Ihm und einigen seiner Minister waren nun die Augen wenigstens einiger Maßen aufgegangen. Allein, der stolze und grausame alte Herzog von Alba blieb so fest bey seinen ehemahligen Gesinnungen, daß er sogar dem kaiserlichen Gesandten Grafen von Khevenhiller in das Gesicht sagte, er wollte, so alt er sey, einen seiner Füße darum geben, wenn der König begieriger nach dem Krieg wäre. Man wird sich darüber eben nicht wundern, wenn man betrachtet, daß der nähmliche noch die Unverschämtheit hatte, sich nach seiner Rückkehr in Spanien öffentlich zu rühmen, daß er bis 18000 Menschen durch das Schwert hinrichten lassen.

Hät=

Hätte Philipp sich überwinden können, dem Kaiser die Sache ganz unbedingt heimzustellen, wie es der um die Wohlfahrt seines Herrn sowohl als Philippens äußerst besorgte Graf Khevenhiller auf das inständigste betrieb, so würde sie vielleicht einen gewünschten Ausgang gefunden haben. Allein in der Instruction, die sein Gesandter der Herzog von Terranova erhielt, war der wesentlichste und hauptsächlichste Punct, was die Religion angehe, nichts nachzugeben, welches allein schon unüberwindliche Schwierigkeiten voraus sehen ließ. Dieß war nun einmahl Philipps unabänderlicher Grundsatz, lieber Land und Leute gar zu verlieren, als ihnen zu gestatten, Gott auf eine andere Weise zu verehren, als die seinige war.

Indessen gieng doch die Zusammenkunft der dabey intereßirten Theile wirklich zu Cöln vor sich. Von Seiten des Kaisers kam *) der Churfürst Jacob von Trier, der Churfürst Gebhard von Cöln, der Bischof Julius von Würzburg, und der Graf Otto Heinrich von Schwarzenberg, nebst dem Gesandten des Herzogs von Cleve; von Seiten des Königs der Herzog von Terranova, zu dem sich einige von dem

*) 1579.

dem Herzog Alexander von Parma des Don Juan Nachfolger abgefertigte Niederländer gesellten; der Herzog Philipp von Arschot war der vornehmste unter denjenigen, die sich im Nahmen der vereinigten Provinzen einfanden. Beyde Theile schritten mit dem äußersten Mißtrauen gegen einander zum Werke. Die Provinzen glaubten, die Spanier würden sie nur einzuschläfern suchen, um sie desto sicherer zu bezwingen; diese hingegen waren eben so fest überzeuget, der Prinz Wilhelm, den sie nun als die einzige Triebfeder alles dessen, was bey den Provinzen vorgieng, ansahen, gehe nur darauf aus, um Zeit zu gewinnen, damit nicht der Herzog Alexander, der sich bereits anfieng als einen eben so großen Staatsmann als Feldherrn zu zeigen, sowohl die angefangene Belagerung von Mastricht, als die Unterhandlungen mit den Wallonischen Provinzen glücklich zu Stande bringen möchte. Denn daß es ihm für seine Person ein wahrer Ernst mit dem Frieden sey, konnten auch wenige von denen sich überreden, welche ihm sonst nicht übel wollten.

Aus dieser Ursache wollte auch Alexander nichts von einem Waffenstillstande hören, obschon ihn die Provinzen und selbst der Kaiser einiger Maßen wünschte. Als es näher zur Sprache kam, wollte

kein

kein Theil zuerst, was er von dem andern verlangte, an den Tag legen. Nachdem die Mittler entschieden, daß es den Provinzen am ersten zukomme, erschienen sie mit 18 Puncten, wovon die vornehmsten waren, sie würden den Frieden eingehen, wenn alles, was unter dem Erzherzog Mathias, dem auch für das künftige die Verwaltung der Niederlande bleiben solle, vorgegangen, bestätiget werde, wenn man alle Städte und Schlösser, die entweder Don Juan, oder der Herzog von Parma eingenommen, den Ständen wieder ausliefere, wenn die reformirte Religion an den Orten, wo sie bereits in Uebung sey, frey gelassen werde, und wenn der König eine Million Kronen, die sie zum Krieg verwendet, ihnen wieder ersetze. Selbst die Mittler hielten diese Bedingungen für etwas zu hoch gespannt. Um so begieriger war man, welche die königlichen in Vorschlag bringen würden. Sie folgten bald, und waren folgenden Inhalts: „Die Niederlande sollten von aller auswärtigen Miliz befreyet werden, zu dem Regiment der Städte, zu Rathsherrnstellen, zu Befehlshabern der Festungen sollte niemand als Niederländer genommen werden: der König wolle den gefangenen

Grafen von Buren Wilhelms Sohn in Freyheit setzen, und ihm die Statthalterschaft über Holland, Zeland und Utrecht anvertrauen; die Römisch katholische Religion soll aller Orten mit Ausschliessung jeder anderen beybehalten werden, denjenigen aber, welche sie nicht verlassen wollten, eine Zeit von vier Jahren vergönnt seyn, um mit Hab und Gut sich anders wohin begeben zu können; auch wolle der König ehestens einen Prinzen aus seinem Hause zur Verwaltung der Niederlande benennen."

Als man sich hierüber berathschlagte, kam der von Wilhelmen abgeordnete Johann von Nassau nach Cöln, um auf das neue einen Waffenstillstand zu betreiben, welchen auch der Kaiser in seinem neuesten Schreiben für räthlich hielt. Allein Terranova war um so weniger zu demselben zu bereden, da indessen ein gewagter Entsatz der Stadt Mastricht den Provinzen mißlungen, und fast alle Hoffnung für sie verschwunden war, diese Stadt zu retten. Auf Zureden der Mittler änderte er zwar etwas an seinen vorgeschlagenen Puncten. Auf einigen beharrte er aber noch immer unbeweglich, z. B. daß der Erzherzog Mathias nicht Statthalter bleiben, die Städte und Festungen nicht den Ständen übergeben, auch keine andere als die

katholische Religion ausgeübt werden solle. Weil eben das letztere die größte Schwierigkeit machte, gab sich der einsichtige Bischof Julius von Würzburg alle Mühe, daß Terranova den Religionsfrieden, so wie er in Deutschland üblich war, wenigstens auf Gent, Antwerpen, und diejenigen Orte, wo bereits die protestantische Religion eingeführt sey, wolle erstrecken lassen; da aber in diesem Stücke nichts zu erhalten war, setzten die Mittler ungeachtet eines bereits mißlungenen ähnlichen Versuches neue Puncte auf, in welchen alles, wozu man sich noch endlich Spanischer Seits verstanden, enthalten war: „Mathias sollte zwar nicht Gouverneur der Niederlande bleiben, seine Verhandlungen jedoch gut geheissen werden. Die Städte und Festungen sollten in die Hände des Gouverneurs überliefert, sodann aber gebornen Niederländern anvertrauet werden, die nebst dem gewöhnlichen Eid, der dem Könige abzulegen sey, auch den Ständen einen wegen Haltung des Vertrags leisten würden. Wegen der Ausübung der Religion blieb es bey dem vorigen; nur daß sie jetzt wegen der nicht katholischen Unterthanen einrückten: der König solle ihnen vergönnen, daß sie im Lande bleiben mögen, so daß sie wegen ihrer

Religion nicht gestraft werden; auch der Religions-Edicte halben nichts sollen zu fürchten haben, indem diese überhaupt für suspendirt zu halten seyen, bis zur Zeit, daß mit Rath und Gutachten der Stände auf einer Versammlung, wo sie frey reden mögen, wegen Moderation derselben eine andere Verordnung geschehe."

Nun schien sich alles einen erwünschten Ausgang zu nehmen, da die Gesandten der Provinzen, besonders der Herzog von Arschot nicht unzufrieden damit waren. Allein, sowohl bey der Versammlung der Stände zu Antwerpen, wo Wilhelm alles vermochte, als bey einzelnen Provinzen ward die Sache ganz anders aufgenommen. Ganze sechzehn Wochen war von den ersten keine gewisse und bestimmte Antwort zu erhalten, so oft sie auch von den Mittlern verlangt ward. Das Begehren eines Aufschubes auf den andern, und bessere Bedingungen überhaupt, neben her auch Drohungen, sich dem von Alencôn, welcher ihnen, vermög seiner bereits für ausgemacht gehaltenen Heurath mit der Königin Elisabeth von England, weiß nicht was für neue Unterstützungen und Verbindungen zusagte, gänzlich zu unter-

terwerfen, waren alles, was man von ihm herausbringen konnte.

Die Mittler glaubten zwar näher zum Zwecke zu gelangen, wenn sie ihre Puncten einer jeden Provinz besonders zuschickten, und ihre Entschließung darüber verlangten; da aber nur einige ihnen antworteten, die übrigen auf die versammelten Stände sich bezogen, einige Städte, z. B. Arnheim, zurück schrieben, daß sie lieber sterben, als die vorgeschlagenen Artikeln annehmen wollten, ließen sie endlich die Hoffnung eines glücklichen Ausganges fahren. Zum Ueberfluß setzten sie noch einen Termin zur entscheidenden Antwort aus; da aber diese nicht eintraf, giengen sie insgesammt von Cöln weg, ohne sonderliches Mißvergnügen beyder Theile, da dem einen seine neuerdings erhaltenen Vortheile, besonders aber die Wiederkehr der Wallonischen Provinzen unter seinem Scepter, die Zuversicht einflößeten, zuletzt dennoch alles zu erhalten, was er wünschte, ohne es entweder einem Mittelsmanne, oder auch der Einwilligung seiner Untergebenen zu danken zu haben; der andere aber fest entschlossen war, lieber das äußerste daran zu setzen, als sich einer nun für immer ihm ver-

verdächtig und gehäßig gewordenen Herrschaft neuerdings zu unterwerfen. e)

e) GROTIUS Annal. & Hist. de rebus Belgicis. L. II. & III. FAMIAN. STRADA de Bello Belgico. Decad. II. Lib. II. p. m. 83. seqq. Relation an die Röm. Kais. Maj. desjenigen, was zu Cöln durch J. K. M. Commissarien in der Niederländischen Friedenshandlung gepflogen. Cöln 1580. EYZINGERI Relation. Historicæ ad a. 1579. KHEVENHILLER Annal. Ferdin. P. I. p. 37. seqq.

Viertes Kapitel.

In Deutschland wird reformirt, wovon der Kaiser ein Beyspiel in Oesterreich gibt.

So aufmerksam man übrigens in Deutschland auf dasjenige war, was in den Niederlanden von Zeit zu Zeit vorfiel: so ließ sich doch vermöge der Deutschen Staatsverfassung sowohl, als der wechselweisen Stimmung der Gemüther, an keine wahre Theilnehmung zu Gunsten des einen sowohl, als anderen Theils denken. Die Katholischen selbst gönnten den Spaniern wenig Gutes, und die Protestanten waren eben auch nicht die wärmsten Freunde ihrer Brüder in den Niederlanden, weil sie sich zu Calvins Lehre bekannt, und wenig Rücksicht auf die unter ihnen sich aufhaltenden Lutheraner

nahmen. Die schon lange gegen einander geführten Religionsbeschwerden waren vielmehr der Hauptgegenstand, womit man sich von beyden Seiten beschäftigte.

Besonders ward über die Frage wegen der Unterthanen, in wie weit sie in dem Religionsfrieden begriffen, jetzt mit mehrerer Hitze disputirt, als jemahls; und Reformiren ward die herrschende Mode in Deutschland, worunter man aber nicht mehr wie sonst, verstand, Mißbräuche abschaffen, sondern dem andern Theile die Ausübung seiner Religion benehmen, oder ihn gar zum Land hinaus treiben. Selbst der Kaiser gab, ungeachtet seiner friedlichen Denkungsart, in seinen Erblanden einiger Maßen das Beyspiel davon. So fest sein Vater entschlossen gewesen ist, die freye Ausübung der protestantischen Religion nicht auf landesfürstliche Städte und Märkte erstrecken zu lassen, so hatte doch in seinen letzten Regierungsjahren der Herrn- und Ritterstand dieselbe in dem Landhause zu Wien zu solchem Mißfallen desselben eingeführt, daß er noch auf seinem Todbette zu Regenspurg den Befehl ertheilte, den dort aufgestellten Prediger Opitius fortzuschaffen, wozu des-

dessen äußerst unkluges Betragen die Hauptveranlassung mag gewesen seyn; indem er nach dem Zeugnisse eines zwar parteyischen, aber bey so offenbaren Thatsachen gewiß nicht unglaubwürdigen Mannes, des Reichshofraths Eder, durch seine Predigten die Leute „so sehr gegen einander verhitzt und verbittert, auch sie so unsinnig gemacht, wann und so oft sie von seiner Predig gangen, daß sie Lust gehabt, die Päpstischen, welche er jederzeit als Abgötter verdammt, und dem Teufel ergeben, mit blutigen Händen zu zerreissen; darunter auch der frommen und christlichen Obrigkeit nicht verschonet, sondern dieselb, so viel als an ihm, so verhaßt machen wollen, daß allbereit etliche rohe grobe Gesellen sagen dürfen, sie wollten mit ihrer Confeßion lieber bey Türken, als an denen Orten seyn, da der Römischen, Katholischen und Apostolischen Kirchen Lehr und Religion gehalten werde.“ f)

Jetzt,

f) D. Georg Eder in der Warnungsschrift an den vierten Stand der Städte und Märkte in Oesterreich p. 50. seq. Selbst sein protestantischer Leichenredner sagt von ihm: Er habe vier ganzer Jahr das rein

Jetzt, da dergleichen Auftritte nicht mehr zu besorgen sind, läßt sich ungemein gut von Toleranz sprechen. Allein zu einer Zeit, da es Religionslehrer selbst für ihre erste Pflicht hielten, den Gemüthern so viel Abneigung und Haß gegen einander einzuflößen, als sie nur immer konnten, ja jeder Theil seine religiöse und sogar politische Existenz für höchst unsicher hielt, so lang der andere stark genug war, sie ihm entweder streitig machen, oder gar nehmen zu können; wo man überhaupt in seinen Handlungen von dem Grundsatze ausgieng, daß er es auch bey erster bester Gelegenheit thun werde, war keine mißlichere Lage, als jene eines Landesherrn, der selbst keine Lust hatte, derjenigen Lehre beyzupflichten, auf welche der größere oder mächtigere Theil seiner Untergebenen sich hinneigte. Dem Strome sich

rein und lauter Wort Gottes in der Kaiserl. Stadt Wien gepredigt, ja vielmehr gedonnert, (wie er mit solcher Weise von Gott zugerichtet war) wider Papst, Jesuiter, Mönch, Pfaffen, Nonnen und alle Greuel des Papstthums, auch alles gottlos Wesen und Untugend der Menschen. Raupach erläutertes Evangelisches Oesterreich 1. Th. ad a. 1578 p. 285.

sich widersetzen, war zum Theil Unmöglichkeit, zum Theil die Losung zu den gewaltsamsten Ausbrüchen, wie die vor Augen schwebende Beyspiele von den Niederlanden und Frankreich zeigten, demselben seinen ungehinderten Lauf lassen, konnte kaum zu etwas anderem, als seinem und seiner Familie Untergang, führen.

Dieß hatte bereits dem Großvater Rudolphs Kaiser Ferdinanden so viele bange Augenblicke gemacht, und wirkte nun auf den von Natur und Temperament schüchternen Rudolph so stark, daß er sich nie ganz der Furcht erwehren konnte, zuletzt noch ein Opfer der Religionsuneinigkeiten seiner Untergebenen werden zu müssen. Doch nahm er keine anderen Grundsätze, als jene seines Vaters an, dessen Concession in Ansehung des Herrn- und Ritterstandes er vor der Erbhuldigung bestätigte. Ja er ließ am Anfange seiner Regierung, ungeachtet der von seinem Vater gegebenen Weisung, den protestantischen Gottesdienst in dem Landhause ungestört. Da es jedoch Opitius zu arg machte, und der Zulauf in dasselbe so sehr zunahm, daß nicht nur allein der dortige große Saal, sondern auch der weitschichtige Hof die Leute nicht fassen konnte; da endlich ungeachtet der wiederholten

Verbothe die drey am Landhause angestellten Prediger auch in den Bürgerhäusern Handlungen, die in die Seelsorge einschlugen, verrichteten: wurden sie nicht nur allein durch kaiserliche Befehle ihres Amtes entsetzt, sondern auch den Ständen bedeutet, *) daß diejenigen Prediger, die sie statt der abgeschafften mit Bewilligung des Kaisers wieder annehmen würden, sich des Predigens, Verwaltung der Sacramente und anderer Amtsverrichtungen weiter nicht, dann in dem Schulhaus (dem jetzigen kleinen Landhaus) und allein gegen den Herrn- und Ritterstand, und ihren Zugehörigen gebrauchen; dagegen aber keinem Bürger, Inwohner, oder Fremden, die den zweyen Ständen nicht angehörig wären, auf einigerley Weise mit ihrem Amt dienen sollten."

Die durch eine solche Einschränkung äußerst betroffenen Stände bothen nicht nur allein alles auf, um den Kaiser von seiner Entschließung wenigstens in so weit abzubringen, daß auch die Bürger ihrem Gottesdienste beywohnen dürften, sondern sie gaben, da alle Vorstellungen fruchtlos waren, die Erklärung von sich: „daß sie in diesen Artikel nicht willigen

*) 1578.

gen könnten, sondern lieber geduldig leiden und tragen wollten, was Gott dießfalls schicken und verhängen möchte." Eine Sprache, wie diese, schien dem Hof von der äußersten Bedenklichkeit zu seyn, indem sie die landesherrlichen Rechte, in so weit sie die Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes angiengen, fast geradezu abläugnete, und noch dazu einen festen Sinn von Seiten des Herrn- und Ritterstandes verrieth, auch die Bürger auf was irgend für eine Weise ihrer Religionsübung theilhaftig zu machen. Nun glaubte aber auch der Kaiser ernsthafter zu Werke gehen zu müssen, als er anfangs Willens war. Die abgeschafften Wiener Prediger bekamen nicht nur allein Befehle, alsbald die Stadt, und in vierzehn Tagen, das Land zu räumen, sondern es durften auch keine neue mehr aufgenommen werden; und der protestantische Gottesdienst ward von nun an in der Stadt ganz und gar aufgehoben. Ein gleiches geschah zu Crems und in andern Städten. Da hierauf mehrere Bürger von Wien die protestantischen Predigten zu Inzersdorf, Fesendorf, und andern benachbarten Orten besuchten, ward es nicht nur allein ihnen selbst untersagt, sondern auch den Ortsherrschaften und Predigern befohlen, sie zu keinen gottesdienstlichen Handlungen zuzulassen.

Bis daher hatten die Protestanten noch immer geglaubt, daß den Kaiser Maximilian sowohl, als seinen Sohn den jetzigen, bloß die Furcht und politische Rücksichten auf Familien und Zeitumstände gehindert, ihnen eine ganz unbeschränkte Religionsfreyheit zu ertheilen, die zu seiner Zeit entweder durch eine ausdrückliche, oder doch stillschweigende Bewilligung ganz gewiß erfolgen würde; allein da sie nun wahrnahmen, daß der Hof ein unabänderliches System gefaßt, ihnen nicht das geringste mehr zuzusagen, als Maximilian gethan, ward ihr Mißtrauen unheilbar. Nicht nur urtheilten sie jetzt, daß bloß die Noth ihnen dasjenige verschafft, was sie bereits hatten, sondern daß, so bald die Umstände es zulassen würden, auch dieses ihnen werde entzogen werden. Da ihre Prediger sich durchaus nicht dazu verstehen wollten, jemand von ihren Predigten, oder dem Genusse der Sacramente abzuweisen: erkundigten sie sich bey auswärtigen Universitäten, als jenen zu Heidelberg, Rostock und Wittenberg, ob sie schuldig seyen, den Befehlen des Hofes in diesem Stücke zu gehorsamen, oder nicht; lauter sichere Vorbothen einer Zeit, wo man in der That selbst nicht gehorchen werde. Auch der ihrer Religion zugethane und von beyden Parteyen sehr geschätzte

Kam-

Kammer-Präsident Richard von Strein aus dem Herrenstande, mußte ein Bedenken hierüber von sich geben, welches dahin ausfiel, daß sie allerdings, um größere Uebel zu verhüten, sich nach den Befehlen des Hofes richten müßten, welches er nicht nur allein aus mehreren Stellen der Bibel, sondern auch aus Luthers Schriften zu erweisen suchte, und noch dazu das Betragen der Stände tadelte, daß sie sich durch ihre bereits angeführte Aeußerung den gänzlichen Verlust ihrer Religionsübung in Wien zugezogen. Fast auf eben die Weise erklärte sich die Universität Heidelberg. In der That hätte sie auch, da sie selbst unlängst durch landesherrliche Befehle aus einer reformirten in eine evangelische war umgeschaffen worden, Zweifel gegen die Rechtmäßigkeit ihrer eigenen Existenz erregen müssen, wenn sie nicht das Recht der Landesherren, Verordnungen in Sachen ergehen zu lassen, welche die äußerliche Religionsübung betreffen, erkannt hätte.

Hingegen war Wittenberg der entgegen gesetzten Meinung, daß nähmlich eine protestantische Obrigkeit weder den fremden Christen den Zugang zu ihrer Kirche versagen, noch ihren

Predigern in solchen Fällen ihr Amt verbiethen dürfe, so wie auch kein Prediger durch obrigkeitliche Befehle von Führung seines Amtes mit gutem Gewissen sich abschrecken, oder abhalten lassen könne g). Die Stände dadurch in Verlegenheit gesetzt, beriefen einen Ausschuß ihrer eigenen Prediger, um von ihnen ihre Meinung auf die angeführten Gutachten zu vernehmen. Da nun diese durchaus dem Wittenbergischen beypflichteten, beharrten auch sie darauf, daß sie die kaiserlichen Befehle nicht in Vollziehung bringen dürften, indem sie verbunden seyen, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.

Dafür wurden aber auch mehrere Kirchen, wozu sie sonst Recht gehabt hätten, geschlossen, bloß weil sie die Bürger aus den benachbarten Städten zu ihrem Gottesdienste zugelassen, wie es z. B. mit Inzersdorf nicht weit von Wien, mit Triebeswinkel und andern geschehen ist. Und was ihnen noch weher that, niemand konnte das Bürgerrecht in einer landesfürstlichen Stadt

g) Ap. RAUPACH. Erläutertes Evangel. Oesterreich. Beylage I. p. 1. seqq.

Stadt erlangen, der sich nicht zuvor einer gewissen Prüfung in Ansehung seiner Religion unterworfen, und durch einen leiblichen Eid versprochen, den katholischen Geistlichen Gehorsam zu leisten. Man publicirte neue Schulordnungen, führte die sogenannten Kinder- oder christlichen Lehren ein; und keine Stadt oder Markt durfte einen Stadt- oder Marktschreiber aufnehmen, ohne des Landesherrn oder seines Statthalters Einwilligung, weil man wahrgenommen hatte, daß, wenn Protestanten zu einem solchen Amte gelanget, sie manchmahl ganze Städte und Flecken von der katholischen Religion abwendig machten.

Gleichwie man sich durch diese Maßregeln hauptsächlich der Städte versichern wollte, so suchte man auch auf der andern Seite das zu große Ansehen der protestantischen Landstände zu schwächen. Wir haben gehört, daß schon zu Maximilians Zeiten die Protestanten das Uebergewicht bey der Landschaft gehabt. Bald kam es so weit, daß, so zu sagen, sie allein die ganze Landschaft ausmachten. Besonders war der Prälatenstand so sehr herabgekommen, und dessen Glieder, wenn sie sich bey landtäglichen Berathschlagungen einfan-

den, wurden so sehr von dem Herrn- und Ritterstande gemißhandelt, daß sie lieber gar wegblieben, oder doch das Herz nicht hatten, sich jenem in einigen Stücken entgegen zu setzen. Die Katholischen von dem Herrn- und Ritterstande waren nicht viel besser daran; zu einem landschaftlichen Amte zu gelangen, oder unter den sogenannten Ausschuß und die Zahl der Verordneten aufgenommen zu werden, war für sie keine Hoffnung übrig, so daß alle Landtags-Angelegenheiten, besonders das damahls äußerst wichtige Contributions-Geschäft, wodurch sie sich den Hof nicht nur allein verbindlich, sondern auch von sich abhangen machen konnten, fast gänzlich von dem protestantischen Theile abhieng. Sie wußten auch diese Umstände vortrefflich zu benutzen. Je mehr sie glaubten von dem Hof in der Religionsfreyheit gekränkt zu werden, desto mehr erschwerten sie demselben sein Gesuch bey den Landtagen. Das sonderbarste dabey war, daß die Katholischen allemahl bis drey Theile von der Steuer zahlen mußten, und dennoch bey der Bewilligung fast gar nichts zu sagen hatten; welches aber nicht hinderte, daß sie nicht weit mehr Bereitwilligkeit bey der Abtra-

tragung derselben zeigten, als die protestantischen Stände h).

Dem Hof mußte es nun deutlich genug einleuchten, daß sein Ansehen zuletzt gar zerfallen werde, wenn er sich nicht mehr Einfluß auf die Landtagsgeschäfte zuwege brächte. Das natürlichste Mittel war, die Prälaten sowohl als die übrigen Katholischen von dem Herrn- und Ritterstande, die ohnehin den Protestanten noch allemahl an der Zahl überlegen waren, anzueifern, daß sie bey den Landtägen wieder ordentlich erschienen, unter sich gemeine Sache machten, und einstimmig zu Werke giengen. Zu der Verordneten Amt oder dem Ausschuß, welcher die Landsteuern zu besorgen hatte, mußte nun wenigstens ein Katholischer sowohl von dem Herrn- als Ritterstande gezogen werden; auch die untergeordneten landschaftlichen Beamten, die ohne Ausnahme protestantisch waren, wurden nach und nach durch Katholische ergänzet.

h) Man sehe das Bedenken des Bischofs und nachmahligen Cardinals Klesel über den Religionszustand in Oesterreich, in KHEVENHILLER Anal. Ferd. Tom. VI. p. 5152. welches vielen Aufschluß über diese ganze Materie gibt.

Da es die protestantischen Landstände durch ihr Uebergewicht dahin gebracht hatten, daß auch die Regierungs-, Kammer- und andere Präsidenten aus ihrem Mittel ernannt worden, diese aber die ihnen zugeordnete Kanzelleyen ganz und gar mit Protestanten besetzt hatten: wurden nun die Stellen jener sowohl als dieser nach und nach, wenn sie ledig wurden, den Katholischen eingeräumt. Man würde vielleicht in diesem Stücke noch weit geschwinder fortgeschritten seyn, wenn nicht der Mangel an tauglichen katholischen Subjecten zu groß gewesen wäre; welchem sich um so weniger abhelfen ließ, da auch die Universität nebst ihren einverleibten Mitgliedern, die einzige theologische Facultät ausgenommen, fast durchgehends aus Protestanten bestand. Um sie wieder ganz katholisch zu machen, ward niemand mehr promovirt, und noch weniger zu einem Lehramt gelassen, der nicht das vorgeschriebene Glaubensbekenntniß abgeleget. Da nun auch sowohl der Kaiser als Landesherr, als die Ordinarien und übrigen katholischen Patronen genau darauf sahen, daß niemand an den Orten, wo ihnen das Patronats-Recht zustand, zur Seelsorge gelangte, von dessen katholischen Glaubensgesinnungen man nicht genau unterrich-

tet war: so bekam nun das ganze Religionswesen in Oesterreich eine andere Wendung. Hingegen ward aber von Seite der Protestanten der einmahl gefaßte Wahn, daß man ihre Religion gänzlich ausrotten wolle, so sehr gestärkt, daß von nun an des Verlangens nach Assecurationen kein Ende mehr war; aus welchen eigenmächtige Conföderationen unter ihnen selbst und mit Auswärtigen, und endlich die großen Unruhen im folgenden Jahrhundert erwachsen sind.

Vier

Fünftes Kapitel.

Andere Reformationen, besonders der Protestanten unter ihnen selbst. Concordien-Werk. Religionsunruhen zu Achen.

Da der Kaiser wegen der Religion niemand, als einige unbändige Prediger aus seinen Staaten vertrieb, so war seine Reformation immer noch sehr gemäßigt in Vergleich mit jener, welche verschiedene Bischöfe in ihren Ländern anrichteten, ja einiger Maßen auch mit derjenigen, welche die Protestanten selbst gegen einander in das Werk setzten. Zu dem seltsamen Spectakel, welches die bisherigen Religionsneuerungen darbothen, fehlte dieses gleichsam noch, daß die Reformatoren einander selbst reformirten; und auch dieses geschah nun. Wir haben gehört, daß der Chur-

Churfürst Friderich III. von der Pfalz der calvinischen Lehre beypflichtete, und daß er durch kein Zureden des Kaisers und selbst der übrigen protestantischen Fürsten davon abzubringen gewesen. Auf diesen Gesinnungen verharrte er so standhaft, daß er noch kurz vor seinem Ende sein Glaubensbekenntniß nach calvinischer Lehre *) mit eigener Hand aufsetzte. Von seinen beyden Söhnen trat der jüngere, Johann Casimir, vollkommen in seine Fußstapfen. Nicht zufrieden damit bloß für seine Person sich zu seines Vaters Religion zu bekennen, stellte er sich auch für seine bedrängte Glaubensgenossen in Frankreich und den Niederlanden verschiedene Mahle durch besondere Corps Truppen, die er ihnen zugeführt, als Kämpfer auf. Ganz anders dachte der ältere und Nachfolger in der Chur, Prinz Ludwig, welcher Luthern und der Augspurgischen Confession so sehr ergeben war, daß er den calvinischen Hofprediger seines Vaters den D. Tossanus dessen Leichenpredigt nicht wollte halten lassen, indem er es mit gutem Gewissen nicht könne geschehen lassen, daß ein Calvinist durch seine Predigt seines Vaters Leiche beflecke.

Die-

*) 26. Oct. 1576.

Diesen Gesinnungen zu Folge wurden allenthalben den Calvinisten die Kirchen genommen, ihre Prediger, ja sogar Schullehrer abgesetzt, und aus dem Lande gewiesen; welches Schicksal bis zweyhundert traf. Manche davon nahm Johann Casimir in seinen beyden ihm zur Apanage angewiesenen Aemtern Neustadt und Lautern auf, von wo aus sie nach Ludwigs Tod *), als jener die Vormundschaft über dessen jungen Prinzen Friderich IV. führte, wieder zum Vorschein kamen, und nun den Lutheranern nicht nur allein auf eben die Art begegneten, sondern sich auch für das künftige desto fester setzten, da sie die Erziehung des Prinzen in die Hände bekamen. Dessen eifrig lutherischer Vater Ludewig hatte noch in seinem Testamente das Bekenntniß abgeleget, „daß er bey der Augspurgischen Confession und dem Concordien-Buch bis auf sein letztes Seufzen beständig und unwiderruflich verharren wolle; und gleichwie er dieses für sich zu thun gedenke, als wolle er gleichfalls seine Kinder, Erben und Nachkommen als treuer Vater erinnert und gebethen, auch seinen Räthen, der Universität und seinen Unterthanen insgemein in Kraft göttlichen Befehls auferlegt und

*) 12. Oct. 1583.

und befohlen haben, daß sie nicht nur allein für ihre Person bey dieser wahren Confession beständig verharren, und sich nie von derselben entäußern sollen, sondern auch als gottselige Fürsten und Obrigkeiten, denen von Gott selbst der Schutz und Fortpflanzung göttlicher Wahrheit ernstlich auferlegt und befohlen ist, mit besonderem Fleiß daran seyn sollen, daß dieses christliche Bekenntniß jederzeit rein und lauter geprediget und fortgepflanzt werde." i)

Damit diesem um so fester nachgelebt würde, brauchte er noch die Vorsorge, daß er den Markgrafen Georg Friderich von Brandenburg, den Herzog Ludwig von Würtemberg und den Landgrafen Ludwig von Hessen-Marburg, insgesammt eifrig orthodoxe Lutheraner, zu Vormündern ernannte, und sein Testament von dem Kaiser bestätigen ließ. Allein sein Bruder Johann Casimir ergriff sogleich vermöge der goldenen Bulle die Vormundschaft allein, und zog auch die ganze Landesverwaltung an sich. Und nun bekam der neun-

i) Bey Häberlin neueste Deutsche Reichsgeschichte 19. Band in der Vorrede p. XXXVI.

neunjährige Erbprinz calvinische Hofmeister, die ihm statt des so sorgfältig eingeprägten lutherischen Katechismus den calvinischen auch mit Schlägen, wenn die Güte nichts verfangen wollte, beybrachten; die lutherischen Theologen und Prediger hingegen wurden von der Universität, allen Kirchen von Heidelberg, und nach und nach auch jenen von dem Land weggeschaffet, und durch Calvinisten ersetzt. Manchem calvinischen Schwärmer däuchte dieß noch zu wenig, indem sie an die Zimmer des Administrators und sonst hin und wieder folgende Verse anhefteten:

O Casimire potens, servos expelle Lutheri,
Ense, rota, ponto, funibus, igne neca!

Ueberhaupt wird man kaum ein Land antreffen, das so verschiedene Schicksale in Ansehung der Religion gehabt als die untere Pfalz. Innerhalb 60 Jahren katholisch, dann lutherisch, hernach calvinisch, dann wieder lutherisch und wieder calvinisch. Welch ein seltsamer Contrast?

Eine im Grunde sowohl als ihren Wirkungen nicht viel verschiedene Operation war das sogenannte Concordien-Werk, welches von den protestan-

stantischen Fürsten, besonders dem Churfürsten August von Sachsen mit unglaublichem Eifer betrieben ward. Alle Uneinigkeiten in Religionssachen unter ihnen zu heben, welche ihren Gegnern Stoff zu beständigen Vorwürfen darböthen, sollte der Hauptzweck seyn. Dieß schien um so nothwendiger, da nebst den alten Streitigkeiten auch Calvins Lehre anfieng den ächten Anhängern der Augspurgischen Confeßion von Tag zu Tag fürchterlicher zu werden. Schon im J. 1561. schrieb der berühmte Jesuit Canisius an den Cardinal Hosius: „Es scheine, Calvin werde den Luther nicht allein in Frankreich, sondern auch in Deutschland unterdrücken; alsdann werde nichts übrig bleiben, als daß gar der Atheismus sich einfinde. Wenn auch die Sächsischen Theologen sich dieser Gottlosigkeit widersetzten, so müßten sie dennoch der Kunst, dem Betrug, der Feinheit, Beredsamkeit, und Schlauigkeit der Calvinisten weichen." k) Canisius wußte noch nicht, wie viele heim-

k) In Cyprians abgedrungenem Unterricht von kirchlicher Vereinigung der Protestanten, in der Vorrede §. XII.

heimliche Anhänger Calvin selbst in Sachsen, ja gar zu Wittenberg hatte. Wäre es nicht so auffallend gewesen, von Luthern, den man nur erst als den großen Wiederhersteller der wahren und reinen Lehre erkannt und verehrt, und noch dazu von der Augspurgischen Confession, deren Existenz sich Sachsen zum Hauptverdienst anrechnete, wieder abzugehen, so weiß man nicht, was erfolgt wäre. l)

Besonders zog sich Melanchthons Schule um so stärkeren Verdacht in diesem Stücke zu, da, wenn auch ihr Lehrer nach Luthers Tode sich nicht öffentlich zu Calvins Meinung in Ansehung des Abendmahls bekennt, er doch solche Aeußerungen von sich gegeben, die zweydeutig genug waren, um wenigstens Zweifel über seine wahren Gesinnungen erregen zu können. Hingegen gieng nichts über die Geradheit und Aufrichtigkeit, womit Churfürst August von Sachsen und

l) Sola Lutheri auctoritas & Augustanæ Confessionis titulus causæ optimæ officit, dum neque ab hac neque ab illo diffentire videri volunt. GUALTHERI Schreiben an Calvin. Ibid. in den Beylagen N. XXX.

und mehrere andere Deutsche Fürsten der wahren ungeänderten Augspurgischen Confeßion nach Luthers eigentlichem Sinne beypflichteten. Dieses Monument der theologischen Einsichten und Standhaftigkeit ihrer Väter und Verwandten nur im geringsten zerstören, auf sie und Luthern den Verdacht eines Irrthums kommen, und noch dazu von Ausländern, die doch selbst erst von Deutschland aus sind geweckt worden, sich belehren zu lassen, war ihnen unerträglich. Um demnach aller Neuerung, besonders der verhaßten Lehre Calvins einen ewigen Damm entgegen zu setzen, mußte der eifrig orthodoxe und geschäftige Würtembergische Theolog Jacob Andreä nebst einigen andern eine sogenannte Concordien-Formel entwerfen, die von den Fürsten und ihren Theologen durchgesehen, censurirt, mehrmahls durch- und umgearbeitet nebst der ächten ungeänderten Augspurgischen Confeßion, und deren Apologie, den Schmalkaldischen Artikeln, Luthers kleinem und großem Catechismus die immerwährende Richtschnur in Glaubenssachen bleiben, und daher auch von Fürsten und Theologen sammt und sonders damahls sowohl als von letzteren zu allen folgenden Zeiten sollte unterschrieben werden. Die

Publication geschah von Seiten des Churfürsten August im J. 1580. den 25. Junii, welcher Tag besonders dazu gewählt ward, weil auf demselben vor funfzig Jahren dem Kaiser Karl V. die Augspurgische Confeßion ehemahls war übergeben worden. Nach der Publication der gedruckten Exemplare folgte eine nochmahlige Unterschrift, so wie es bereits mit den geschriebenen war gehalten worden. Wer von Lehrern, Kirchen- und Schuldienern sich weigerte es zu thun, ward sogleich seines Amtes entsetzet. An der Spitze der Unterschreibenden standen die drey weltlichen Churfürsten, zwey und zwanzig Fürsten, eben so viele Grafen, und fünf und dreißig theils Reichs-, theils andere Städte.

So vergnügt über diesen Vorgang Luthers eigentliche Anhänger waren, so gehäßig fiel er jenen Calvins, welche indessen alles aufgebothen, um ihn zu hintertreiben. Ehe man sie verdammte, sollte erst ein allgemeiner Convent der Protestanten gehalten werden, und dazu besonders die Königin Elisabeth von England mit ihren Glaubensgenossen, wie auch die Franzosen und vereinigten Niederländer eingeladen werden; auf diese Art könne erst eine allgemei-

meine Vorschrift oder Confeßion zu Stande gebracht werden. Allein dieser unprotestantische Vorschlag, welcher ohnehin im Grunde keine andere Absicht mag gehabt haben, als nur Verschub in Sache zuwege zu bringen, konnte Leuten, die ihrer Sache so gewiß zu seyn glaubten, als die Urheber dieses Werkes, unmöglich gefallen. Ungleich stärker waren die Beweggründe, welche die Königin Elisabeth von England durch ihren Gesandten, den Robert Bel, vortragen ließ. Nachdem sie ihnen die Gefahr lebhaft vor Augen stellen lassen, die aus der fast unausbleiblich damit verbundenen politischen Trennung in den jetzigen Umständen für sie erwachsen könnte, führte sie ihnen noch zu Gemüthe, „was für ein böses Beyspiel für die künftigen Zeiten es abgeben werde, wenn man bey jeder Streitigkeit, die sich auch bey geringen Sachen hervor thun könne, gleich mit Verdammungen des Gegentheils vorschreiten wolle; der Ehrgeitz der Theologen werde, wenn die Fürsten jetzt ihren Willen erfüllten, sich dabey nicht einschränken lassen, sondern sich größere Dinge unterfangen, welche ohne Zweifel zum Verderben der Kirche und des gemeinen Wesens, zur Einführung eines neuen Papstthums, und der

Oberherrschaft über Gewissen und Fürsten gereichen werden. Die Erfahrung habe bereits gelehret, wie viele unnütze Streitigkeiten sie über die Ubiquität, über die sogenannten gleichgültigen Dinge (adiaphora,) über den freyen Willen und die Prädestination, über die Rechtfertigung und guten Werke, und über die Erbsünde auf die Bahn gebracht, welche gewiß die größte Verwirrung würden gestifftet haben, wenn die Fürsten nicht mit ihrem Ansehen sich dazwischen geleget hätten. Wenn man ihnen jetzt gestatte, nach ihrem Gutdünken neue Formeln aufzubringen, und andere zu verdammen, so würden wahrscheinlicher Weise Glaubenssätze auf Glaubenssätze in einem fort gehäufet werden, bis alles in die größte Verwirrung gerathe." m) Dieses nebst der heimlichen Neigung zum Calvinismus wirkte wenigstens so viel, daß mehrere Fürsten und Städte die Unterschrift wirklich versagten. Unter den ersten zeichnete sich besonders der schon angeführte, wegen seines Eifers für Cal-

m) Capita propositionis legati Anglici ad principes Evangelicos A. 1577. Bey Sattler, Geschichte von Würtemberg unter den Herzogen v. B. Beylagen N. 9. p. 19.

Calvins Lehre berühmte Pfalzgraf Johann Casimir von Lautern, und Landgraf Wilhelm von Hessen aus, der sich jedoch noch äußerlich zu der Augspurgischen Confeßion bekannte. Nun ließ es sich auch überhaupt zu jener gänzlichen und öffentlichen Trennung der beyden protestantischen Hauptgemeinden an, welche zuvor noch aus Politik öfters für eine und dieselbe wollten gehalten seyn.

Kaum hätte man vermuthen sollen, daß endlich auch unter den Bürgern in den Städten die Lust erwachen sollte, einander zu reformiren, wie es nun ebenfalls geschah. Der Religionsfriede hatte in Ansehung ihrer verordnet, daß, wo beyde Religionen bis daher in Uebung gewesen, es also bleiben soll, auch derselben Bürger und andere Inwohner geistlichen und weltlichen Standes friedlich und ruhig bey einander wohnen sollen. Allein nun entstand eine andere Frage, ob nähmlich, wenn sich erst nach dem Religionsfrieden ein Theil der Bürgerschaft zu einer andern Religion bekannt, oder wenn dieser Theil zur Zeit desselben gar keine Uebung seiner Religion gehabt, er nichts destoweniger auf eine

solche Anspruch machen könne. Die Gelegenheit dazu gab die Stadt Achen.

In diese sonst ganz katholischen Stadt hatten sich eine Zeit her mehrere der Religion wegen vertriebene Niederländer geflüchtet, die ihren Anhang so sehr gemehrt, daß zuletzt auch einige aus ihrem Mittel in den Rath aufgenommen wurden. Nun wollten sie aber auch eine eigene Kirche und öffentlichen Gottesdienst; und obgleich der Rath es ihnen abschlug, so nahmen sie dennoch einen Prediger an, der ihnen denselben halten mußte. Der Herzog von Jülich als Vogtherr setzte sich zwar dagegen, und selbst der Kaiser ließ auf Ansuchen des katholischen Rathstheiles mehrere Mandate ergehen, daß alles in den vorigen Stand solle gesetzt werden. Allein, die protestantischen Bürger und Rathsverwandten achteten nicht darauf. Einige kaiserliche dahin geschickte Commißionen konnten eben so wenig ausrichten. Ja, als die eine davon die beyden von den Protestanten aus ihrem Mittel gewählten Bürgermeister nicht als solche erkannte, und noch dazu die Thorschlüssel *) ausgeliefert haben woll-

*) 1581, 8. May.

wollte: so schlugen diese die Sturmglocke an, erbrachen das Zeughaus, bemächtigten sich des groben Geschützes, mit welchem sie den Markt und die Stadtthore besetzten, und nöthigten dem wirklichen Bürgermeister das Stadtsiegel und die Thorschlüssel mit Gewalt ab; worauf die Commissarien sowohl als viele Katholische, besonders von dem Rath und der Clerisey, die Stadt verließen. Gleichwie sich diese auf das neue an den Kaiser wendeten, so suchten hingegen die protestantischen Bürger Schutz bey ihren Glaubensgenossen, besonders den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, die auch in einem eigenen Schreiben an den Kaiser sich ihrer annahmen, in welchem sie vorstellten: „sie hätten von demjenigen, was sich bis daher zu Achen zugetragen, solchen Bericht erhalten, dem sie nicht leicht Glauben beymessen könnten; es schiene, dergleichen Dinge würden von Leuten ausgesprengt, die gern sehen, daß in Deutschland eben so, als in den benachbarten Königreichen und Landen, zwischen den Unterthanen Empörung und Unruhe gestifftet würden. Da aber zu wünschen, daß man noch länger, wie bisher, bey dem Religions- und Landfrieden in guter Ruhe bleiben, und sich in rechtem Vertrauen zu-

zusammen halten möge: so zweifelten sie nicht, der Kaiser werde solchen weit aussehenden und gefährlichen Sachen bey Zeiten vorbeugen, und es dahin richten, daß bey diesen ohnehin gefährlichen Zeitläuften die Stadt Achen bey guter Ruhe und friedlichem Wesen erhalten, die Gemüther der Unterthanen unter dem Schein der Religion nicht gegeneinander erbittert, und fremden Potentaten keine Gelegenheit gegeben werde, sich der Stadt anzumaßen und sie dem Reich zu entziehen." Man besorgte nähmlich, daß Spanien von den Niederlanden aus unter dem Vorwande, die katholische Religion zu beschützen, Achen sich unterwürfig machen möchte.

Der Kaiser antwortete hieauf: „die Sachen verhielten sich ganz anders, als der ihnen zugeschickte Bericht aussage; bereits zu Karls V. und Ferdinands I. Zeiten sey mit derselben Vorwissen und Bewilligung eine besondere Ordnung gemacht und beschworen worden, des Inhalts: daß Bürgermeister, Schöffen und Rath zu Achen künftig, wie vorhin, bey der einigen katholischen Religion bleiben, und zu Raths- und Stadtämtern keine andere Personen als von derselben Religion zugelassen werden sollen. Dieses sey auch be-

beobachtet worden, bis seit wenigen Jahren einige aus den Niederlanden entwichene sektirische Leute mittelst heimlicher Zusammenkünfte ihre Irrthümer dermaßen ausgebreitet, daß sie in kurzer Zeit nicht nur allein die Leute verführt, sondern auch etliche ihres Anhanges unter dem angegebenen Schein einer reformirten Religion, und als ob sie katholisch wären, in den Rath und zu den vornehmsten Aemtern befördert hätten; allein damit noch nicht zufrieden, hätten sie darauf die ehemahlige eidliche Rathsordnung gar abgeschaffet, sich innerhalb der fünf oder sechs letzten Jahre in die vornehmsten Stadtämter und das Regiment eingedrungen, sofort aber anstatt ihrer heimlichen Zusammenkünfte eigene Kirchen verlangt; worüber sich aber nicht allein die Geistlichen in- und außer der Stadt nebst dem größten Theil der Bürgerschaft, sondern auch der Bischof zu Lüttich als Ordinarius, und der Herzog Wilhelm von Cleve, dem die Vogtey daselbst versetzt, und das Patronats-Recht zuständig sey, wie auch mehrere benachbarte Stände bey ihm dem Kaiser zum höchsten beklagt hätten."

„Diesem abzuhelfen, habe er zwar theils durch Schreiben theils durch Abschickungen die Achner ernstlich ermahnet, von dergleichen Neuerungen ab-

abzustehen; sie hätten aber nicht nur allein sich nicht darnach gefüget, sondern auch diejenigen, die sie aus ihrem Rathsmittel das vorige Jahr an den kaiserlichen Hof abzuschicken sich erbothen, seyen nach langem Warten nicht erschienen. Auch liege an dem Tag, wie trotzig und widerspenstig sie sich gegen die an sie abgeschickten Commissarien betragen, wie sie gegen alles Verboth den alten Rath entsetzet, neue Bürgermeister aufgeworfen, die Bürgerschaft bewaffnet, und zum Auflaufe bewogen, so daß die Commissarien wieder unverrichteter Dinge abreisen müssen. Der Kaiser versehe sich demnach zu den beyden Churfürsten, daß sie dergleichen ungegründeten Ausstreuungen keinen Glauben geben, noch ihm es verdenken werden, wenn er seiner Vorfahrer gottselige Stifftungen, Ordnung und altes Herkommen handhaben, und nicht gestatten wolle, daß durch die Practiken einiger weniger Einkömmlinge und von denselben verführter Leute eine so ansehnliche Commun von der Religion, Glauben und Ceremonien, die ihre Voraltern und sie viele Jahrhundert lange bekannt, und sowohl vor als nach dem Religionsfrieden behalten hätten, gedrungen würde." Was hier von den gottseligen Stifftungen vorkommt, ist hauptsächlich von dem noch von Karls des Großen Zeiten herrühren-

renden Collegiat-Stifft zu verstehen, von welchem ein jeweiliger Kaiser bey seiner Krönung als Mitglied aufgenommen wurde. Den Achnern selbst befahl der Kaiser auf das neue seinen Resolutionen Folge zu leisten; allein, da nun die Protestanten einmahl die Oberhand in der Stadt hatten, so kehrten sie sich noch zur Zeit wenig oder gar nichts daran. n)

n) Ap. HABERLIN l. c. II. B. p. 353. seqq.

Sech-

Sechstes Kapitel.

Reichstag zu Augspurg. Türken. Niederländische Unruhen. Sperrung des Rheins. Veränderungen in den Stimmen des Reichsfürstenrathes. Kalenderstreit.

Ein hierauf nach Augspurg ausgeschriebener Reichstag *), welchem der Kaiser nebst mehreren Churfürsten und Fürsten in Person beywohnte, zog für eine Zeit die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich. Man bemerkt insonderheit, daß kaum noch ein so prächtiger Einzug bey einem Reichstag gesehen worden, indem bis 3000 wohl ausgerüstete Pferde zusammen kamen. Jedoch gab es auch bald einige sehr verdrießliche Auftritte, die selbst einigen Einfluß in die Reichsberathschlagungen hatten. Da der Reichs-Erbmarschall von Pappenheim die Quartiere fast eigenmächtig ohne

*) 1582.

ohne Rücksicht auf die Vorstellungen der von dem Magistrat der Stadt ihm zugegebenen Deputirten vertheilte, und manchen Bürger dadurch ungemein beschwerte; nebst diesem noch für sich eine Polizey- und Taxordnung publicirte: setzte sich nicht nur allein die Stadt Augspurg heftig dagegen, sondern alle übrige Städte, aus Besorgniß, daß ihnen ein gleiches begegnen dürfte, im Fall daß ein Reichstag bey ihnen gehalten würde, machten gemeine Sache mit ihr, so daß der Kaiser eine eigene Commission zur Beylegung des Streites anordnen mußte; die aber bey weitem nicht beyde Theile zufrieden stellen konnte, so wie es auch durch ein von dem Kaiser darüber ausgefertigtes Provisional-Decret keineswegs geschah, als gegen welches die Städte auf das neue protestirten und appellirten. Die gänzliche Hebung dieser Streitigkeit, die im J. 1614. durch einen Vergleich geschah, erlebte der Kaiser nicht einmahl.

Sonst bestanden die zwey wichtigsten Puncte, welche in Vortrag kamen, in einer neuen Beysteuer gegen die Türken, und in dem Benehmen des Reichs in Ansehung der Niederländischen Unruhen. Wegen der ersteren stellte der Kaiser vor: „ daß sich die Umstände, wie sie sein Vater Maximilian

milian II. im J. 1576. auf dem Reichstage zu Regenspurg vorgetragen, nicht nur allein indessen nicht gebessert, sondern dagegen weit mehr verschlimmert hätten; indem die noch während des Reichstages zu Regenspurg eingenommenen Gränzhäuser Divin, Plauenstein, Somet und Somoskö nicht nur nicht wieder herausgegeben worden, sondern die Türken die Einfälle und Streifereyen fortgesetzt, auch die Sache dahin gerichtet hätten, daß sie ohne Hinderniß sich weiter, gegen Deutschland zu, ausbreiten könnten. In eben dem Maße, als sich ihre Macht und Gewalt vergrößere, wachse auch ihr Stolz, Uebermuth und Tyranney; es erfordere demnach die höchste Nothdurft, diesseits zum wenigsten auf einige Gegenwehr zu denken, da man doch keine Gelegenheit zur Wiedereroberung der verlohrnen Länder habe."

„Man müsse sich jetzt um so eher in Bereitschaft setzen, da sie nicht mehr durch die Perser aufgehalten würden, als mit denen sie Frieden geschlossen, und der von Maximilian II. mit ihnen errichtete achtjährige Stillstand zu Ende laufe, so daß man nicht wisse, ob sie nicht etwas gegen die christlichen Gränzen unternehmen dürften. Die Churfürsten, Fürsten und Stände würden aus dem

Ver-

Verzeichniß der Gränzhäuser, und der obgleich in geringer Anzahl darin unterhaltenen Besatzungen, das er ihnen hiermit vorlege, leicht ermessen, wie es dem Kaiser und seinen auf das äußerste erschöpften Unterthanen möglich sey, bey so vielen andern beständigen Ausgaben, der von seinem Herrn Vater auf ihn gekommenen unerträglichen Schuldenlast, und davon jährlich zu bezahlenden Zinsen ohne Zuthun des Reichs solche übermäßige Kriegskosten zu ertragen, und dabey noch aus dem Seinigen die Munition, Proviant, Kundschaften, Verehrungen und Legations-Kosten herzugeben. Gedächten ihm die Stände mit einiger Hülfe beyzuspringen, so könnte er nicht nur wohl leiden, sondern wollte auch hiemit begehren, daß sie ihre besondere Pfenning- und Mustermeister verordneten, welche dieselbe nach seiner oder derjenigen, denen er das Kriegswesen vertrauen werde, Anordnung selbst auszahlten, den Sachen beständig beywohnten, und selbst zusehen, daß alle Dinge seinem Erbiethen gemäß ehrbar und aufrichtig zugiengen, eben daher auch die Stände um so mehr spüren könnten, wie hoch nöthig sein Ansuchen sey, und daß die bewilligte Hülfe zu keinem andern Nutzen als allein zur Verwahrung und Erhaltung der Gränzen verwendet werde. Er selbst wollte sich

nebst diesem mit seinen Königreichen, Erblanden und Unterthanen nochmahls erbiethen, sich ferner, wie bisher, auf das äußerste anzugreifen und zur Rettung der Christenheit und Erhaltung der Ruhe und des Friedens sein ganzes Vermögen darzustrecken."

Erzherzog Karl von Steyermark, der ebenfalls persönlich zugegen war, stellte auch von seiner Seite die Noth seiner Länder, besonders der ihm anvertrauten Croatischen und Wendischen Gränzen vor, als welche sich der beständigen Streifereyen der Türken nicht mehr erwehren könnten. Leuten, die alles nach heutigem Fuße betrachten, müssen dergleichen Klagen und Geldforderungen hart zu begreifen seyn, besonders, da nach des Kaisers eigener Berechnung die jährlichen Ausgaben zur Unterhaltung der Gränz-Miliz und Festungen nicht mehr als eine Million und viermahl hundert sieben und vierzig tausend Gulden betrugen. Allein nebst dem, daß diese Summe wirklich für die damahligen Zeiten beträchtlich war, mußte jeder dazu erforderliche Gulden erst von den dazu beytragenden Landschaften durch Unterhandlungen auf Landtägen herausgebracht werden. Nun hatten die leidigen Religionsneuerungen, die sich auch in den gesammten

ten Oesterreichischen Landen in so vollem Maße hervorgethan, bey dem protestantischen Theil der Landstände, der das Uebergewicht hatte, den unabänderlichen Grundsatz erzeuget, dem Landesherrn die Waffen so wenig in die Hände zu geben, oder in denselben zu lassen, als immer möglich, so daß alles auf das möglichste erschweret ward. Manche einsichtige Männer, besonders auch der berühmte Augerius Busbek, der in verschiedenen Gesandtschaften an dem Türkischen Hof von Seiten des Kaisers war gebraucht worden, suchte zwar die fürchterliche Idee, die man von den Türken hatte, etwas herabzustimmen, und ihre Macht in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Zwölf bis zwanzig tausend Mann wohlgeübter und jederzeit marschfertiger Feldtruppen, glaubte er, würden ihren bis daher so schreckbaren Janitscharen das Gleichgewicht halten; die übrigen seyen ohnehin so beschaffen, daß ihnen eine jede andere Art Europäischer Miliz leicht begegnen könne.

Allein, diese zwölf tausend Mann blieben ein bloßer Wunsch, dessen Ausführung nach der Lage der Zeiten gar nicht zu gewarten war. Für einen Fehler möchte gehalten werden, daß man zu viele Orthschaften an den Gränzen befestiget, und da-

durch sich in die Nothwendigkeit gesezt, die viele Garnisonen nebst den Festungen selbst und ihrer Zugehör zu unterhalten. Allein auch dieses war kaum anders möglich, weil die Türken, theils um selbst desto ungehinderter in das kaiserliche Gebieth streifen zu können, theils um die diesseitigen Streifereyen abzuhalten, ihrerseits fast jeden Gränzort etwas befestigten. Wenn man ihnen nicht wieder so viele Schanzen und Festungen entgegen gesetzt hätte, wäre das kaiserliche Gebieth entweder nach und nach ganz von ihnen ruinirt, oder gar verschlungen, und unter ihre Herrschaft gebracht worden.

Ungeachtet dessen kamen doch die Fürsten hart daran, sich in eine neue Contribution einzulassen, indem die ohne hin erschöpften Unterthanen zulezt schwierig werden dürften. Doch ward man endlich von Seiten der Churfürsten einig, dem Kaiser Statt der verlangten 60 Monathe derer 20, von Seiten der Fürsten aber, 24 in gewissen Fristen zu zahlen. Nach vielen so wohl schriftlichen als mündlichen Unterhandlungen kam es endlich auf 40, welche in fünf Jahren sollten erleget werden. Würden indessen die Türken einen förmlichen

chen Krieg anfangen, sollten noch zehn Statt einer eilenden Hülf nachfolgen. o)

In den Niederländischen Sachen *), die den zweyten Punct ausmachten, war indessen die Veränderung vorgegangen, daß die Stände auf Anrathen des Prinzen von Oranien den Herzog von Alençon des Königs von Frankreich Brudern, herbey gerufen, und sich ihm unter gewissen Bedingungen unterworfen, welcher noch dazu der unstreitig zum Reich gehörigen Stadt Cambray sich bemächtigte. Jedermann glaubte, Frankreich würde das äußerste wagen, um diese ihm so wohl gelegenen Provinzen, nach welchen es schon so lange getrachtet, gänzlich in seine Gewalt zu bekommen, wodurch nicht nur allein alle Oesterreichische Rechte nebst jenen des Reichs für immer verloren gehen würden, sondern auch, anstatt daß sie bis daher Deutschland zur Vormauer gedient, es dahin kommen könnte, daß sie zum Werkzeug der Unterjochung wenigstens eines Theils desselben gebraucht würden. Allein die Furcht, sich einen Krieg von Seiten Frankreichs auf den Hals zu

o) Sieh Häberlin XIII. Band, Vorrede p. XXI. seqq. und XII. Band p. 58. seqq.

*) 1580.

laden, und mit unter auch die Abneigung der protestantischen Stände gegen Spanien, welchem man alles mögliche Uebel gönnte, sollte es auch mit eigener Gefahr verknüpft seyn, machte, daß, einige wenige nach dem Sinn des Kaisers stimmende Fürsten ausgenommen, niemand Lust bezeigte, auf irgend eine Weise an diesem ganzen Handel Theil zu nehmen; nur „daß der Kaiser den Herzog von Parma durch Commissarien dahin vermögen solle, sein Kriegsvolk ernstlich anzuhalten, daß es die benachbarten Kreise und Reichsstände nicht ferner beschwere; eine ähnliche Abschickung auch an die Niederländischen Staaten zu thun, möchte hingegen des kaiserlichen Ansehens halben wohl nicht räthlich seyn, indem nicht zu hoffen, daß bey denselben oder dem Herzog von Alençon was fruchtbarliches werde ausgerichtet werden."

Der Kaiser, nicht zufrieden mit der ihm gegebenen Antwort, äußerte sich darauf: „daß, indem das Niederländische Wesen von so hoher Wichtigkeit sey, er sich zu den Churfürsten und Fürsten versehen hätte, daß sie demselben mit mehrerem Eifer und Ernst nachgedacht, und ihm solche Mittel würden vorgeschlagen haben, wodurch es wieder zur Ruhe und die Niederburgundischen Länder

bey

bey dem Reich könnten erhalten werden. Es sey allgemein bekannt, daß nicht nur diese Provinzen insgemein als ein eigener Reichskreis mit einem doppelten Churfürstenanschlag belegt, sondern auch etliche desselben Fürstenthümer, Grafschaften, Herrschaften und Städte insonderheit mit Lehnschaften und andern Verbindungen dem H. Reich und dem Haus Oesterreich zugethan seyen. Imgleichen hätten auch die Reichsstände von diesen Ländern, so lange sie in ihres rechten Herrn Gehorsam gewesen, durch die Handlung zu Wasser und Land vielen Nutzen gezogen. Ferner sey reichskündig, wie sehr sein Herr Vater Maximilian II. und er selbst sich dieser Länder angenommen, und mit welchem Eifer und Ernst, Mühe und Kosten sie derselben Ruhe und Wohlfahrt gesucht hätten, wie viele Schreiben, Schickungen und Tagleistungen und Versammlungen deshalb geschehen und gehalten worden, so wie auch der jetzige Reichstag guten Theils deswegen sey ausgeschrieben worden."

„Er stellte also den Churfürsten und Fürsten zu überlegen heim, was es allenthalben für ein fremdes Ansehen gewinnen, und wie verkleinerlich in und ausser dem Reich davon geredt werden möchte, wenn man nach so langer Berathschlagung und

nach so vielen Tagleistungen nichts anders vornehmen und beschließen sollte, als den beleidigten Theil zu ermahnen, die benachbarten Stände mit seinem Kriegsvolk nicht zu beschweren, dem andern ausländischen aber, der keine Gerechtigkeit und Anspruch an diese Länder habe, nachzusehen, daß er nicht nur allein den ganzen Burgundischen Kreis ohne Schwertstreich, Mühe und Kosten, und dazu im Angesicht des Kaisers und des ganzen Reiches in seine Gewalt brächte, und dem Reich entzöge, sondern auch die nächst gesessenen Stände und Städte in Gefahr setzte."

„Solches würde diesen Leuten erst den Muth machen, ihre längst vorgehabten Anschläge wider das Reich in das Werk zu setzen, und auch mehrerer Stände Unterthanen unruhig und aufrührisch zu machen. Amts und Pflichten halber könne er also nicht umhin, diese hochwichtige Sache mit allen Umständen und daraus zu besorgenden Gefahren vorzulegen, damit ihm nicht zugemessen werden könne, daß er sich die Wohlfahrt des Vaterlandes nicht hätte angelegen seyn lassen, sondern stillschweigend zugesehen, daß unter seiner Regierung so viele vortreffliche und wohlgelegene Länder, die wohl einem Königreiche zu vergleichen, dem

dem Reich wären entzogen, und demselben eine solche Nachbarschaft aufgeladen worden, die nach und nach dem Reich und dessen Ständen genug zu schaffen geben würde."

„Es möchte zwar das Ansehen haben, als wenn diese Sache den Kaiser und das Reich nicht so viel, als den König von Spanien angienge; allein es sey dem Reich nur allzu viel daran gelegen, und dessen Ansehen würde dadurch ohne den Schaden gar sehr geschmälert werden, wie man aus dem, was sich bereits hin und wieder zu Anfang dieses neuen Regiments eräugnet hätte, abnehmen könnte." p)

Hierauf erklärten sich zwar die geistlichen Churfürsten und Fürsten dahin, daß man wenigstens die Holländischen und Alençonischen Werbungen im Reich verbiethen solle; welche dagegen den Spaniern um so ungehinderter zu gestatten, da der König wegen seiner Niederländischen Provinzen selbst ein Reichsmitglied sey. Allein, die weltlichen wollten auch dieses nicht zugeben, damit man sich wegen des verbothenen Zuzuges nicht des Krieges selbst theilhaftig mache. Der Kaiser mußte dem-

p) Bey Häberlin XIII. Band, Vorrede p. LXXIII. seqq.

demnach die ganze Sache auf sich beruhen lassen, nur daß die auf mehreren Reichstagen, besonders jenem vom J. 1576. gemachten Verordnungen wegen der fremden Werbungen überhaupt erneuert wurden.

Ueber dieses kam man überein, zu einiger Sicherstellung der benachbarten Westphälischen Kreisländer, welche manchmal durch streiffende Parteyen beunruhiget wurden, zwey Römermonathe auf jeden Fall von Seiten der Churfürsten und Fürsten bereit zu halten, um damit dem bedrängten Stand sogleich zu Hülfe zu kommen; welches dem Spanischen Gesandten Anlaß gab, in einer öffentlichen Rede zu sagen: „da man auf dem jetzigen Reichstag für gut und nöthig befunden hätte, dem Westphälischen Kreis auf dessen übergebene Klagen, daß die Soldaten der beyden kriegführenden Theile den benachbarten Bauern bisweilen ihre Hühner und Gänse weggeholt hätten, so gleich zwey Monathe zu bewilligen, so wäre es ja wohl um so billiger, sich der Niederländischen Sache, woran so viel gelegen, und die das Verderben und den Untergang so vieler Fürstenthümer, Graf- und Herrschaften, auch vortrefflicher Stände

de und Mitglieder des Reichs betreffe, sich mit etwas mehrerem Ernst anzunehmen.“

Wenn in der That die Gleichgültigkeit der Reichsstände in diesem Stücke etwas auffallend ist, so muß sie es noch mehr in einem andern seyn, welches nothwendig die unübersehbarsten Folgen auf den inneren Wohlstand, die Industrie, Handlung und damit verbundene National-Glückseligkeit hätte. Daß die Rheinischen Städte bis daher unmittelbaren Seehandel getrieben, lehrt uns die ganze Geschichte der Deutschen Hause, wovon die ehemahls so blühende Stadt Cöln eines der Häupter war. Allein, nun sperrten die so genannten Niederländischen Staaten, besonders jene von Holland, den Rhein und zwar für allzeit. So unglaublich es auch seyn mag, daß Leute, die nur erst die Fahne der Freyheit empor gehoben, so gleich ihrerseits Unterdrücker werden, und dasjenige ausüben, was ihr voriger Herr, dessen Despotismus ihnen ein so großer Greuel war, nie gethan, so unwidersprechlich wahr ist es dennoch. Die Churfürsten, besonders die Rheinischen, dadurch ungemein betroffen, meldeten dem Fürstenrath: „eben sey sichere Nachricht eingelaufen, daß der ganze Rheinstrom gesperrt sey, und daß

also weiter keine Commerzien mehr (außer nach Belieben der Holländer) betrieben werden könnten. Sie hätten daher für gut angesehen, daß deshalb an die Niederländischen Staaten geschrieben, sie an die Nachbarschaft, und daß man nie etwas Ungütliches gegen sie vorgenommen hätte, erinnert, und um die Abschaffung solcher Sperrung ersucht würden"; welches sich auch der Fürstenrath gefallen ließ. Die Städte insonderheit bathen, daß man auf solche Mittel denken möchte, daß die Sperrung der Commerzien, als wovon sie die beste Nahrung hätten, erledigt würde. q) Daß aber entweder gar nicht geschrieben worden, oder daß man sich nicht daran kehrte, zeigte der Erfolg.

Auch die Religionsangelegenheiten kamen zwar auf dem Reichstag zur Sprache, ohne jedoch, daß die übrigen Berathschlagungen dadurch wären aufgehalten worden. Insonderheit machte Chur-Pfalz die Sache wegen der berühmten Declaration Ferdinands I. wieder rege. Allein, der Churfürst von Sachsen ließ dagegen durch seine Räthe die Vorstellung machen: „Es sollte ihrem Herrn leid thun zu vernehmen, daß er an seinem Ort etwas versäumte, was zur Ehre Gottes, und zur Erweite-

q) Ap. HAEBERLIN. l. c. p. LXVI. seq.

weiterung seines heiligen Wortes zuträglich, und den beschwerten Religionsverwandten zur Enthebung ihrer Drangsale dienlich seyn möchte. Es zeigten sich aber nirgends die erforderlichen Mittel dazu, und niemand gäbe sie an die Hand, wodurch man zum Ziel der Sachen gelangen könnte, ob sich gleich davon christlich und mit vielem Schein sprechen lasse. Man hätte zu bedenken, durch was für Mittel der Religionsfriede sey erneuert worden; die Leute, Zeiten und Umstände, wonach man damahls Rath und That hätte abnehmen können, wären nicht mehr vorhanden; die Declaration und Freystellung ins Werk zu richten, stünde nicht in der Macht des Kaisers, und es wäre unverantwortlich, demselben unmögliche Dinge zuzumuthen. Man sehe und spüre ja den standhaften Vorsatz des Gegentheils, daß er nicht das geringste in diesen beyden Puncten nachgeben wolle. Da es nun ihrem Herrn nicht thunlich scheine, solche unerhebliche und unmögliche Sachen zu übernehmen, so stellten sie es dahin, daß man solche auf sich beruhen ließe, und dießmahl dasjenige vornähme, was der gegenwärtigen Gelegenheit und dem jetzigen Zustand gemäß sey, und man zu erlangen hoffen könne."

In

In einer mit den Churfürsten gehaltenen Conferenz hatt man auch wirklich nur von folgenden Puncten Erwähnung: „daß zu dem Kammerrichter- und Präsidenten-Amte, wie auch zu gemeinen Reichssachen allein Katholische gezogen würden; daß in etlichen Reichsstädten gefährliche und dem Religionsfrieden zuwider laufende Rathsschlüsse, Vergleichungen und Decrete gemacht, und vermöge derselben ehrliche und verständige Bürger, welche der Augspurgischen Confession verwandt wären, von dem Stadt-Regiment und Dignitäten ausgeschlossen würden; und daß von dem Papst nach aufgerichtetem Religionsfrieden solche gefährliche Eide in die hohen Stifte eingeschoben und den geistlichen Personen aufgedrungen worden, die nicht nur allein dem Religionsfrieden, sondern auch der Stifte und Deutschen Länder wohl hergebrachter Freyheit gänzlich entgegen wären. Dadurch würde dem Papst aller Gehorsam und die Gewalt eingeräumt, die Stiftspersonen ausserhalb Deutscher Lande nach Rom zu ziehen, einen und den andern nach seinem Gefallen ein- und abzusetzen, und sich also der Güter und Reichslehen anzumaßen, welches vor Alters dem Stuhl zu Rom nie gestattet worden, und gefährliche Folgen nach sich ziehen könnte."

„Es

„Es sey nähmlich notorisch, daß hin und wieder im Reich viele verdorbene Grafen, vom Adel und andere Leute seyen, denen nichts lieber wäre, als daß ein Anfang zu einem Aufstande gemacht würde, da sie dann mit Haufen zufallen würden. Die geistlichen Churfürsten, und andere geistliche Herren wüßten am besten, wie ihre Unterthanen der Religion halben gesinnt, und besonders in Franken und an andern Orten gegen ihre Herren affectionirt seyen. Sollte es nun zu einem Auflauf kommen, so würden dieselben nicht nur allein die ersten seyn, welche den Haufen vermehren hälfen; sondern auch die Sachen an dem Orte angreiffen, da es am gefährlichsten wäre. Ob auch gleich die evangelischen Chur- und Fürsten vermöge des Religionsfriedens ihr Bestes zur Stillung und Abwendung solcher Unruhen thun würden, so wäre doch zu besorgen, daß ihnen allein das Feuer zu dämpfen zu schwer fallen möchte, weil zumahl kein Krieg gefährlicher und heftiger zu seyn pflege, als wenn die Religion der Vorwand seyn müsse, wie die Erfahrung in Frankreich und den Niederlanden bezeuge.“

„Dazu komme ferner, daß vielen vornehmen Häuptern im Reiche die nächst angelegenen Stifte

in

in die Augen stächen, die bey einer solchen Gelegenheit nicht unterlassen würden, selbige unter sich zu bringen; welches dann um desto besorglicher und gefährlicher sey, weil im Reich die verschiedenen Religionsverwandten und ihre Länder unter einander lägen. Sollte es nun dahin kommen, so würden ohne Zweifel die auswärtigen Potentaten das Feuer noch mehr anblasen, und bey solchen innerlichen Unruhen alles, was ihnen gelegen, vom Reich an sich reissen, woraus der endliche Untergang des Vaterlandes Deutscher Nation ganz gewiß erfolgen würde. Dann es würde sich jetzt niemand finden, der sich in das Mittel legte, und bey den Ständen beyder Religionen das Vertrauen und die Folge hätte, wie ehemahls Kaiser Ferdinand; daher auch die Unruhe und das Unwesen nicht eher ein Ende nehmen würde, als bis ein Theil den andern gänzlich ausgerottet hätte. r)

Dieser meistens sehr wahre, und die eigentliche Lage der Deutschen Angelegenheiten sehr treffend schildernden Antrag erhielt keine andere Gegenäußerung von Seiten der geistlichen Churfürsten,

r) Ap. HAEBERLIN XII. P. p. 341. seqq. LEHMANN acte de Pac. Rel. 2. B. XLVIII. cap.

sten, als „daß sie auch ihrerseits die freundliche Verbrüderung und das gute Vertrauen mit den weltlichen Churfürsten beständig zu erhalten und fortzusetzen bereit wären. Allein, sie fänden bedenklich und unschicklich mit ihnen eine gemeine Sache zu machen, und bey dem Kaiser um die Abwechselung des Kammerrichteramts anzusuchen, weil solches ein mißtrauisches Ansehen gegen denselben habe, da ihm doch die Bestellung dieses Amtes von dem ganzen Reich aufgetragen worden; wobey er nichts, was zur Beförderung des Justiz-Wesens nöthig, ermangeln lassen, und wie bisher, also auch künftig nichts der Kammergerichtsordnung widriges handeln würde. Auch habe der Kaiser freye Hände in Verordnung seiner Commissarien, und sey bedenklich demselben dießfalls eine besondere Maß vorzuschreiben. Die Eide in den Stiften müßten sie lassen, wie sie seyen, indem dieselben eben so beschaffen, wie sie von Alters hergekommen; und sie wüßten auch nicht, worin sie geschärft, und dem Religionsfrieden zuwider eingerichtet worden.“ Zu ferneren Unterhandlungen scheint es nicht gekommen zu seyn.

Der Kaiser mag geglaubt haben, daß er, nach den friedfertigen Gesinnungen von Chur-Sach-

sen zu urtheilen, für seine Person dießmahl mit Beschwerden und Vorstellungen würde verschont bleiben. Allein, da während des Reichstages mehrere Klagschriften wider verschiedene katholische Stände wegen Religionsbedrückungen einliefen, z. B. von Seiten der Fuldischen Ritterschaft, der Städte Fuld und Geisa, eines Theils der Bürgerschaft von Achen, Cöln, Biberach und des Grafen von Ortenburg: so wurden ihm diese wenigstens nebst den Fürbittschreiben der protestantischen Stände überreichet, welche meistens damit abgefertiget wurden, daß, weil die dabey interessirten katholischen Obrigkeiten erst müßten gehört werden, er nächstens darüber Erkundigung einziehen, und so dann sich gebührlich erklären wolle.

Zwey Dinge machen übrigens diesen Reichstag noch merkwürdig: Das eine wegen der Reichstagsstimmen; das andere wegen des Kalenderstreits. Bis daher hatte man das erstere noch nicht einer so grossen Aufmerksamkeit gewürdiget. Waren viele regierende Herren in einem Haus, so hatten sie viele Stimmen; befand sich nur ein einziger in demselben, so führte er auch nur eine. Da jetzt die Religion ausserordentlichen Einfluß auf die Gesinnungen der Stände auch auf Reichstägen hatte, so, daß diejenigen, welche gleicher Religion

ligion waren, auch meistens sich nach gleichen Staatsgrundsätzen richteten; war es einem so wohl als dem andern Theil ungemein viel daran gelegen, seine Stimmenzahl wo nicht zu vermehren, doch, wo möglich, zu erhalten. Bey dem fast durchgehends aus Bischöfen bestehenden katholischen war nicht so leicht eine Abnahme zu besorgen, wenigstens, so lange der geistliche Vorbehalt seine Kraft behielt. Allein, da die meisten weltlichen Häuser nun das Recht der Erstgeburth eingeführt hatten, oder doch willens waren es zu thun, vermöge dessen die Länder ausgestorbener Linien zu den übrigen geschlagen wurden, ohne daß sie auf das neue eigene Herren bekamen: so würde dadurch ihre Stimmenzahl stäts mehr zusammen geschmolzen seyn, wenn sie nicht auf den Gedanken verfallen wären, auch die Stimmen ausgestorbener Linien, welche einmahl im Gang gewesen, fortzuführen. Und auf diese Art scheint der jetzige Reichstag, wenigstens dem Erfolge nach zu urtheilen, für die künftige Stimmenzahl als Richtschnur gedient zu haben. Wenn damahls mehrere Linien gewesen, so erhielten sich auch die Stimmen in dem Fall, wo einige davon erloschen. So wie man dagegen Beyspiele hat, daß Häuser, die auf demselben nur eine

Staatliche Bibliothek Bamberg

Stimme geführet, weil nur ein regierender Herr vorhanden gewesen, auch da sie sich in der Folge getheilet, dennoch nur eine Stimme behielten. s)

Da sich dieses vielmehr durch ein stillschweigen des Einverständniß, als durch ein förmliches Gesetz eräugnet, so ist kein Wunder, warum nicht einmahl ausdrückliche Meldung in gleichzeitigen Schriften vorkommt. Weit mehr Aufsehen machte die Kalendersache. Pabst Gregor XIII. hatte, um den Mängeln des bisherigen Julianischen Kalenders abzuhelfen, einen neuen unter seinem Nahmen heraus gegeben, welcher von dem 15. October 1581. in den katholischen Staaten eingeführt worden. Um eine Gleichförmigkeit in dem Reich herzustellen, machte der Kaiser den Antrag, daß sich auch die Protestanten darnach richten möchten; indem es im Grunde eine bloß politische und mathematische Sache sey, bey welcher es nicht darauf ankomme, von wem sie herrühre, sondern ob sie für sich gegründet sey oder nicht. Allein nicht eimahl der sonst so nachgiebige Churfürst August von Sachsen wollte etwas da-

s) Sieh historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des Teutschen Reichs vom Hrn. geheimen Justiz-Rath Pütter, 2. Th. p. 6. B. P. 11. seq.

davon wissen, und viel weniger die übrigen, indem allerdings die Religion damit in Verbindung stehe, weil die Zeit der Fest- und Feyertage darin bestimmet werde, welches die Hauptabsicht davon sey. „Da sie wüßten, sagen die Tübingischen Theologen in einem hierüber ausgefertigten Bedenken, daß der Papst nicht ein Hirt in ihren evangelischen Kirchen, sondern der Antichrist selbst sey, mit dem sie keine Gemeinschaft haben dürften: so müßten sie sich auch seines Kalenders entschlagen; besonders, da kein Zweifel sey, daß er sich dadurch nur die Furt bereiten, und die Gemüther der Protestanten versuchen wolle, was er bey ihnen erhalten möge. Sollte er nun eine Weiche spüren, würde er den Fuß fortsetzen, und nach dem angenommenen Kalender andere Sachen mehr bringen. Dieser sey nichts anders, dann der erste Buchstabe in dessen A b c. Lernten sie den ersten, so müßten sie auch mit den andern nach und nach fort. Würde es ihm gelingen, daß er ihnen den Kalender unter des Kaisers Ansehen um den Hals werfe, so würde er ihnen das Band an die Hörner bringen, daß sie sich seiner Tyranney in der Kirche Gottes nicht lange erwehren möchten." t)

t) Bey Sattler Geschichte von Würtemberg unter dem Herzog v. B. Beylagen N. .18

Bey solcher Stimmung der Gemüther war so wenig eine Nachgiebigkeit zu gewarten, daß vielmehr die weltlichen protestantischen Fürsten, wenn sie auch entweder aus Ueberzeugung oder aus Rücksicht auf den Kaiser sich den Katholischen gleichförmig hätten bezeigen wollen, ungemein viel von Seiten ihrer Theologen und Unterthanen würden gewagt haben.

Sie=

Siebentes Kapitel.

Religionsveränderung und Heurath des Churfürsten Gebhard von Cöln. Dessen Schicksal. Straßburgische Unruhen.

Wenn die alte Erbitterung beyder Religionstheile durch diesen Reichstag keinen merklichen Zusatz erhalten *), so geschah solches um so mehr durch die bald darauf bekannt gewordene Religionsveränderung des Churfürsten Gebhard zu Cöln, und dessen damit verknüpfte Heurath. Ungeachtet des in dem Religionsfrieden eingerückten geistlichen Vorbehalts hatten die Protestanten mehrere Bisthümer, als Magdeburg, Bremen, Lübek ꝛc. an sich gezogen. Der Fall war aber nicht so buchstäblich jener des Vorbehalts, indem nicht so wohl die Bischöfe als Bischöfe die katholische Religion verlassen, als die ohne hin entweder ganz oder größten Theils protestantischen Capitel ein

*) 1582.

ihrer Religion bereits öffentlich zugethanes Subject zum Bischof gewählet.

Der Gebhardische aber war gerade derjenige, über den man bey Abfassung des Religionsfriedens so außerordentlich gestritten. Auch war er nicht nur allein für die noch übrigen katholischen Bischöfe weit einladender zu ähnlichen Schritten, sondern noch dazu äußerst bedenklich für die Katholischen, theils wegen der Lage seiner erzstiftischen Lande, theils wegen des daraus erwachsenden Uebergewichts der Protestanten in dem churfürstlichen Collegium; besonders, da sich in und außer dem Reich die Muthmaßung verbreitet, der von Mainz werde bald nachfolgen. So sehr auch Gebhard und seine Freunde seinen Schritt als etwas bloß Persönliches darzustellen suchten, so wußte man doch, daß bereits mehrere Capitularen, als die Grafen von Nuenar und Solms, die Freyherren von Winneburg und Kriechingen, ja selbst der Domprobst Graf Georg von Wittgenstein, erklärte Protestanten waren, und daß nichts leichter würde seyn, als nach und nach das Capitel meistens oder auch ganz mit Protestanten zu besetzen, welche gewiß nie mehr einen Katholischen würden gewählt haben.

Die

Die Sache würde zwar allemahl bedenklich, jedoch weniger gehässig ausgefallen seyn, wenn sich Gebhard nicht zugleich verheurathet hätte. Derselbe unterhielt eine geraume Zeit her ein Liebesverständniß mit der jungen Gräfinn Agnes von Mansfeld, einer Canonissinn des Stiftes Girrisheim; eine Sache, die zuletzt ungemeines Aufsehen erregte. Besonders waren die nächsten Verwandten und Brüder der Gräfinn, welche eifrige Protestanten waren, äußerst aufgebracht, daß ihre Schwester, als eine Person aus einem der ältesten Deutschen Häuser, vor den Augen des ganzen Deutschen Adels und der Nation selbst als eine Beyschläferinn eines katholischen Bischofes passiren sollte. Die Brüder besonders nahmen sich die Sache so sehr zu Gemüth, daß sie sich zu dem Churfürsten begaben, und ihm so wohl als ihrer Schwester den Tod droheten, wenn er sie nicht heurathen, und auf solche Art wieder zu Ehren bringen werde. Gebhard sagte es ihnen desto lieber zu, je größer seine Neigung gegen sie war. Da er aber als geweihter Priester bey der katholischen Religion, zu welcher er sich bis daher bekannt, sein Vorhaben unmöglich ausführen konnte, so mußte er nun auch in Ansehung derselben neue Entschließungen fassen. Zugleich trat

die Frage ein, ob er nicht schuldig sey, im Falle der Heurath das Erzbisthum aufzugeben.

Wenn wir ihm selbst Glauben beymessen wollen, so war er wirklich anfangs des Sinnes, indem er leicht vorsehen mußte, daß er sich großen Weitläufigkeiten von Seiten seines Capitels so wohl als des Kaisers, Papstes, und des ganzen katholischen Reichstheils aussetzen werde. Allein, die Hoffnung des Beystandes von jenem der Protestanten, die bis daher den geistlichen Vorbehalt bey jeder Gelegenheit bestritten; die angeborne Neigung zum herrschen, welcher zu entsagen diejenigen um so weniger fähig sind, die bereits die Annehmlichkeiten davon eine Zeit lang gekostet; das Beyspiel mehrerer wirklich beweibten Erzbischöfe und Bischöfe im Reich, und das Zureden seiner calvinischen Freunde, besonders der Domcapitularen von Nuenar und Kriechingen, und vielleicht am allermeisten seiner geliebten Agnes selbst, siegten zuletzt über alle Gegengründe und Bedenklichkeiten, und brachten bey ihm den Entschluß hervor, das Erzstift beyzubehalten.

Nicht wenig mag ihn auch die damahlige Lage der Stadt Cöln in seinem Vorhaben bestärkt

ha-

haben. So eifrig Bürgermeister und Rath der katholischen Religion zugethan waren, so sehr hatte sich die Neigung zur protestantischen unter der Bürgerschaft verbreitet. Bereits auf dem letzten Reichstage übergaben mehrere Bürger eine Supplik an den Kaiser und das Reich, daß ihnen die öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes möchte gestattet werden. Sie erhielten aber nichts, als daß die protestantischen Fürsten in einem eigenen Schreiben dem Rath ihre Sache sehr dringend empfahlen. Da aber dieser nicht sogleich antwortete, bekam der Pfalzgraf Johann von Zweybrücken den Auftrag, sich persönlich nach Cöln zu begeben, um wegen der Bürgerschaft Vorstellungen zu machen. Schon dieses belehrt uns, für wie wichtig man die Einführung der protestantischen Religion in diese Stadt und den daraus verhofften Uebertritt derselben zu ihrer Parthey angesehen. Der Rath verantwortete sich aber mit vieler Standhaftigkeit, und ließ sich weder durch Mahnen, noch Drohen dahin bringen, die Bitte der Bürger zu gewähren; doch stellte er diejenigen, die er in Verhaft hatte nehmen lassen, weil sie, ungeachtet des ergangenen Verbots, protestantischen Predigten beygewohnt, wieder auf freyen Fuß. Churfürst Gebhard, der nichts sehnlicher gewünscht hätte, als durch die Stadt seinen

Anhang

Anhang zu vermehren, gab noch nicht alle Hoffnung auf, indem er darauf zählte, die protestantischen Bürger würden gleich jenen zu Achen bey der nächsten Besetzung des Raths Leute von ihrer Religion mit in denselben bringen, oder vielleicht gar durch Gewalt sich des ganzen Stadt-Regiments bemächtigen; allein, durch eben dieses Beyspiel behutsam gemacht, verdoppelte vielmehr der Rath seine Wachsamkeit, und schloß sich um so eifriger an das Domkapitel gegen Gebharden an.

Lange war dieses unschlüssig geblieben, wie es sich eigentlich bey einer so delikaten Lage zu verhalten. Als aber der Churfürst *) endlich die Maske ganz ablegte, und öffentlich erklärte, daß, nachdem ihn Gott aus der Finsterniß des Papstthums errettet, er nun auch seinen Unterthanen die öffentliche Uebung der reinen Lehre zulassen, und sie dabey handhaben wolle, traten die katholischen Capitularen zusammen, und schrieben einen Landtag nach Cöln aus; welcher ungeachtet der Gegenbemühungen des Gebhard nicht nur allein zu Stande kam, sondern auch einmüthig beschloß, daß des Churfürsten eigenmächtige Neuerung als eine Sache anzusehen, welche er vermöge der Cölnischen Erblandes-

*) 1582, den 19 Dec.

landesvereinigung ohne Einwilligung des Capitels und der Stände nicht befugt gewesen vorzunehmen. Die Stände der Westphälischen churfürstlichen Lande traten zwar dieser Entschließung nicht nur allein nicht bey, sondern erklärten sich auch förmlich für Gebharden. Allein, dessen ungeachtet bekamen jetzt seine Sachen eine weit ernsthaftere Wendung, als er sich mag vorgestellt haben; indem der Kaiser und Papst anfiengen sich des Capitels mit Nachdruck anzunehmen.

Jener hatte gleich anfangs, als Gebhards Vorhaben anfieng kundbar zu werden, durch seinen eigends an ihn geschickten Rath D. Gail ihm alle mögliche Vorstellungen wegen der Folge seines Betragens machen lassen, und, da dieses nichts gefruchtet, den Reichs-Vicekanzler, Jakob Kurtz, in der nämlichen Absicht nach Cöln gesandt; der zwar bey dem Churfürsten eben so wenig ausrichtete, als Gail, desto kräftiger aber auf das Capitel wirkte. Dasselbe hatte sich nun, nachdem der Churfürst die Stadt Bonn mit einer Garnison beleget, ebenfalls bewaffnet, und mehrerer Orte bemächtiget, welches Kurtz nicht nur allein gut hieß, sondern auch den Rath ertheilte, „vor allem auf eine neue Wahl zu denken, als zu welcher das Capitel

sowohl

sowohl vermöge der gemeinen Rechte, als des in dem Religionsfrieden festgesetzten geistlichen Vorbehalts befugt sey; nichts würde dem Gebhard den Muth mehr benehmen, und dagegen den Anhang des Capitels stärken, als ein solcher Schritt, besonders wenn die Wahl auf einen an sich schon mächtigen Herrn fallen sollte."

Der Papst säumte auch seinerseits nicht; und, nachdem er durch ein ernstliches Schreiben den Churfürsten ebenfalls fruchtlos von seinem Vorhaben abgemahnet, fuhr er fort, und erklärte ihn, als einen öffentlichen Ketzer und Excommunicirten, des Erzstiftes Cöln mit dem dazu gehörigen Titel, Amt und Würden verlustig *). Worauf das Capitel die neue Wahl förmlich vornahm **), die auf den Prinzen Ernst von Baiern, der bereits Bischof zu Lüttich war, ausfiel; wozu die Rücksicht auf den Beystand des Hauses Baiern das meiste beytrug.

Nun blieb dem Gebhard nichts mehr übrig, als die Unterstützung seiner neuen protestantischen Freunde und Fürsten, wozu fast alle ihm Hoffnung gemacht

*) Den 22. März 1583.
**) Den 23. May.

gemacht hatten; keiner aber mehr, als der wegen seines Eifers für die protestantische Religion berühmte Pfalzgraf Johann Casimir, welcher ihm zusagen ließ, daß er das äusserste bey ihm aufsetzen, Land und Leute, ja Leib und Leben wagen, und noch dazu allen seinen Verwandten, der Königin Elisabeth von England, und selbst den protestantischen Schweizer Cantons seine Sache auf das nachdrücklichste empfehlen wolle. Eine andere günstige Aussicht zeigte sich von Seiten der drey weltlichen Churfürsten, welche nicht nur allein schriftlich bey dem Kaiser für ihn sich verwendeten, sondern bald darauf auch durch ihre an ihn geschickte Räthe demselben vorbringen liessen, „was für große Gefahr für ganz Deutschland daraus erwachsen könne, wenn es zu einem Krieg kommen sollte, als auf welchen viele unruhige Leute, deren mehr, dann gut sey, in Deutschland zu finden, schon lange Zeit her gewartet; besonders, da bereits der Herzog von Parma von den Niederlanden aus dem Kapitel Truppen zu Hülfe geschickt, wodurch nicht nur allein der ganze Niederländische Krieg nach Deutschland könne gezogen, sondern auch unter den Ständen des Reichs selbst ein solches Mißtrauen erreget werden, daß keiner recht wissen werde mögen, wie er bey dem andern sitzen,

und

und wessen man sich nach Gelegenheit des einen oder andern Theils glücklichen oder mißlichen Zustandes auf den Religion- oder Profan-Frieden zu verlassen haben könnte. So wüßte auch der Kaiser, in was für eine Gährung die Reichsstädte (wegen der Achischen Sache) gerathen; welchem Theil nun dieselben sich anhängig machen würden, so könne aus einem unaufhörlichen Mißtrauen anders nichts erfolgen, dann Aufhebung des Religions- und Profan-Friedens, unwiederbringliche Zerrüttung und endlicher Verderb und Untergang. Der Kaiser möchte demnach förderſamst Mandate ergehen lassen, daß sich das fremde Kriegsvolk von dem Reichsboden entferne, beyde, der Churfürst sowohl als das Capitel, sich von Thätlichkeiten enthalten, und das letztere insonderheit das den Churfürsten Abgenommene wieder herausgeben solle."

Da der Kaiser ohnehin nichts mehr scheuete, als Unruhen und innerliche Kriege, so ließ er sich auch zu demjenigen, was die ausländischen Kriegsvölker und die Untersagung aller Thätlichkeiten angeht, willig finden, und erboth sich noch durch seine Commissarien „mit Zuziehung etlicher friedfertiger Churfürsten und Fürsten beyderley Religionen, die Sachen nach Möglichkeit beylegen, und überhaupt,

was

was des Reichs Nothdurft erfordere, vornehmen zu lassen. Jedoch, weil nunmehr des Churfürsten Deposition und Excommunication bereits eingelangt sey, welche nicht auf die churfürstliche Hoheit und Weltlichkeit, sondern allein auf des Bischofs Person und Amt gerichtet, und weil den Gesandten, wie auch ihren Herrschaften ohne hin unverborgen seyn werde, was wegen der Erwählung, Confirmation und Entsetzung der Bischöfe die Rechte disponiren, was auch die Concordate der Deutschen Nation vermögen, und bis daher im Reich Herkommens gewesen: so werde man ihn für entschuldiget halten, wenn er sich deren Dingen, in so weit sie in sein Amt nicht einschlügen, sich zu beladen Bedenken träge; sonst aber werde er an allem, was zu Stillung dieser Unruhe, auch Erhaltung friedlichen Wesens immer dienlich seyn möge, nichts abgehen lassen."

Allein gerade fiel es den Protestanten am unerträglichsten, daß sich der Papst in diese Sache mischen, ja das Hauptwerkzeug abgeben sollte, einen der Ihrigen zu Grunde zu richten. „Es sey etwas Unerhörtes, und werde von den gefährlichsten Folgen seyn, wenn derselbe ohne Vorwissen des Kaisers und ohne Zuthun der übrigen Chur-

fürsten geistlichen und weltlichen Standes nach seinem Gefallen einen Churfürsten seines Amtes entsetzen könnte. Die ganze Reichsverfassung werde dadurch auf das empfindlichste gekränkt, und dem Papst dadurch eine Macht zuwachsen, die dem Kaiser selbst und allen übrigen Reichsständen und Gliedern zum Verderben gereichen könne." In der That dachte man auch in vorigen Zeiten wirklich so, daß ein von dem Papst abgesetzter Bischof darum nicht aufhöre ein Reichsfürst zu seyn, und daß diese letztere Eigenschaft ihm bloß von dem Kaiser und seinen Mitständen könne entzogen werden. Das deutlichste Beyspiel hiervon giebt uns die wegen ihrer Anhänglichkeit an das Concilium von Basel von dem Papste Eugen IV. versuchte Absetzung der Erzbischöfe von Trier und Cöln. Da die Nation sich nicht am mindesten daran kehrte, sondern vielmehr der Kaiser, die Churfürsten und Fürsten sie noch immer als Reichsstände erkannten, hatten auch damahls die päpstlichen Vorkehrungen keine Wirkung. Um diesem nicht entgegen zu handeln, hielt es auch Kaiser Rudolph in der Folge für rathsamer, sich bloß auf die Compactate und Privilegien der Stifte, die goldene Bulle, die Reichsabschiede, und be-

sonders den Religionsfrieden zu berufen, welchem er sich gemäß betragen wolle.

Da er aber zu der anfangs versprochenen Zusammenkunft keine Anstalt traf, verfielen die weltlichen Churfürsten auf den Verdacht, als wenn es darum geschähe, weil er die Sache nach erfolgter päpstlicher Excommunication ohne hin schon als ganz geendigt ansähe, oder vielleicht gar sich nicht einmahl getraute in derselben etwas zu thun, um den Papst durch die geringste Begünstigung oder Behandlung des Gebhard als Churfürsten nicht auch gegen sich aufzubringen. Die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg wendeten sich daher noch einmahl durch ein Schreiben an ihn, in welchem sie auf das neue vorstellten *), „wie schädlich und gefährlich ein solches Beyspiel seyn werde, wenn der Papst seines Gefallens einen Stand des Reichs, geschweige einen Churfürsten, seiner Dignitäten und Würden und zwar ohne vorher gehende Verhör entsetzen könnte, oder, so bald solches geschehen, dem Kaiser die Hände gebunden seyn sollten, daß er dasjenige nicht vornehmen könne, was des Reichs Wohlfahrt erfordere. Es bezeuge es die Geschichte, was für Un-

*) vom 17. May 1583.

glück und Blutvergießen daraus erfolget, daß sich der Papst unterstanden, Deutsche Reichsstände, ja die Kaiser selbst ihres Amtes zu entsetzen; würde man es ihm jetzt in Ansehung eines Churfürsten angehen lassen, so könne wohl die Zeit noch kommen, wo er den Kaiser selbst auf die nähmliche Art behandeln werde. Bey den Churfürsten ins besondere habe es noch die Beschaffenheit, daß, wenn sie nicht Macht haben sollten sich ihrer Mitchurfürsten anzunehmen, hieraus nicht nur allein ein gefährliches Mißtrauen zwischen ihnen entstehen, sondern auch die gänzliche Zerrüttung ihrer Verbrüderung erfolgen müsse. Der Kaiser möge demnach die zugesagte gütliche Handlung, so bald als möglich, anordnen, und sich durch den päpstlichen Bann im geringsten nicht hindern lassen, dasjenige zu thun, was für des Reiches Beste zuträglich sey." Ein Schreiben fast gleichen Inhalts ließ auch der Churfürst Ludwig von der Pfalz an den Kaiser ergehen.

Allein, Rudolph hielt noch immer mit der Zusammenkunft zurück; vermuthlich, weil er glaubte, der indessen gewählte Herzog Ernst von Baiern, welcher sich so gleich in starke Rüstung setzte, werde ohne hin den Gebhard bald aus dem

ganzen

ganzen Erzstift vertreiben, und dadurch allem Disputiren ein Ende machen; und wenn auch solches nicht so bald geschehen sollte, würde doch die immer offen gehaltene Aussicht auf die gütliche Handlung die Protestanten weit eher von gewaltsamen Schritten zurück halten, als ein für sie unangenehmer Ausgang derselben. Die Mächtigern davon hielten sich auch wirklich weit ruhiger, als man anfangs geglaubt, obschon nicht nur allein Gebhard sich alle Mühe um ihren Beystand gab, sondern auch um diese Zeit der nachher unter Heinrichs IV. Nahmen so berühmt gewordene König Heinrich von Navarra einen eigenen Gesandten in der Person des Pazdaillan von Segur in Deutschland herum schickte, um eine allgemeine Verbindung aller Protestanten zu Stande zu bringen, damit man theils dem Papst überhaupt desto kräftiger begegnen, theils auch den Gebhard unterstützen könne. „Ganz Deutschland und zum Theil Europa, ließ Heinrich sagen, habe seine Augen auf dasjenige gerichtet, was sich im Erzstifte Cöln zutrage. Sollte es zu Gunsten Gebhards ausfallen, so würden alle gut Gesinnte dadurch aufgerichtet werden; wolle man aber denselben und mit ihm die churfürstliche Würde von dem Papst unter die Füße treten lassen, so würden alle gute

Herzen dadurch den Muth sinken lassen, und andere so wohl Churfürsten als Fürsten von dergleichen Fürnehmen, als Gebhard gewagt, abgeschreckt werden. Eine so gute Gelegenheit werde vielleicht nicht mehr kommen, die Religion zu versichern und dem Papst zu begegnen, damit seine Kunstgriffe, Authorität und Vorhaben wider die Religionsverwandten weit von des Reichs Boden getrieben und abgehalten werde." Heinrich zählte nähmlich darauf, daß, wenn sich Gebhard aufrecht erhielte, kein Katholischer mehr, und besonders kein Prinz des österreichischen Hauses zu dem Kaiserthum gelangen werde.

Segur hatte den andern Auftrag, es dahin zu bringen, daß, weil die Protestanten doch nur in dem einzigen Punct des Abendmahls verschieden, sonst aber einstimmig dächten, sie auch in einer kirchlichen Vereinigung mit einander bleiben möchten; zu welchem Ende es nützlich seyn würde, eine allgemeine Synode unter ihnen zu veranstalten. So aufrichtig es aber auch Heinrich meinen mochte, so war doch sein guter Wille den nur erst durch ihr Concordien-Werk um so mehr erbauten und gestärkten orthodoxen Lutheranern großes Aergerniß. Sein Gesandter brachte daher

auch

auch nach vielen fruchtlosen Unterhandlungen nichts als eine geschriebene derbe Predigt mit zurück, in welcher sollte erwiesen werden, „daß es bey weitem nicht bloß um diesen Punct zu thun sey, indem vielmehr Calvins Anhänger über die Person Christi, Mittheilung ihrer Eigenschaften, die Majestät, zu welcher die menschliche Natur in und durch das Wort (ἐν λόγῳ) erhöht worden, so viele und große Irrthümer, so viele Verdrehungen der Schrift, ja gar Gotteslästerungen zusammen gehäuft, daß die Streitigkeit über das Abendmahl fast darüber in Vergessenheit gerathen. Ueberhaupt auch glaubten sie, daß eine solche Vereinigung, wo jeder Theil seine eigene Meinungen zu Haus beybehalte, und äußerlich eine Uebereinstimmung der Welt vorspiegele, weder Gott angenehm noch für die Kirche nützlich sey. Dieß hätte sie auch bewogen, daß sie, als von dem Concordien-Werk die Frage gewesen, darein gewilliget, daß eine ausdrückliche Verwerfung und Verdammung der irrigen Meinung (der Calvinisten) demselben einverleibet worden, um jedermann anzudeuten, daß es ihr Wille nicht sey, daß jemand seinen eigenen Sinn habe, bey sich falsche Lehrsätze hege, und sie äußerlich mit dem Mantel der Einigkeit bedecke, sondern daß alle dem Wort Gottes, wel-

ches allein die Wahrheit sey, sich unterwerfen, und vermöge desselben einstimmig glauben, denken und andere lehren sollen."

„Sie haßten zwar alle Bitterkeit und unnöthige Streitigkeiten; sie könnten es aber nicht hindern, daß von ihren Theologen die Irrthümer aus dem Wort Gottes widerleget, und gemäß demselben verdammt würden. Wenn man die Gegner der lutherischen Lehre Zwinglianer, Calvinisten und Sacramentirer heisse, so geschehe es keineswegs, um sie zu lästern; ihre Theologen würden ohne hin weit ärger gemißhandelt, indem sie Erzdummköpfe, Theologasters, Wahnsinnige, neue Dogmatisten, Väter der Ubiquität, neue Capharnaiten, Wiederhersteller der Anbethung des Brodes, Verrückte, Sacramentirer, Menschenfresser, Fleischfresser und Cyclopen schimpflich genannt würden *). Kurz, wenn Heinrich eine Vereini-

*) Verum enim vero adversaria pars nos & nostros, non tantum Lutheranorum appellatione prægrauare conatur, sed & vario convitiorum & contumeliarum genere inhumaniter petit, dum nos homines stolidissimos, Theologastros, Matæologos, novos Dogmatistas, Patres ubiquitatis, recentes Capernaitas, ἀρτολατρείας Instauratores, Deliros, Sacramen-

einigung verlange, so gebe es kein anderes Mittel dazu, als daß er sammt den Französischen Kirchen die Concordien-Formel unterschreibe." Diese Schrift war unterzeichnet von den beyden Churfürsten August zu Sachsen, und Johann Georg von Brandenburg, dem Markgrafen Joachim Friderich von Brandenburg, dem Churfürsten Ludwig von der Pfalz, dem Herzog Julius von Braunschweig, dem Herzog Ulrich von Mecklenburg und dem Herzog Ludwig von Würtemberg.

Es ist auch nicht unwahrscheinlich, was man damals fast allgemein glaubte, daß diese Herren eben deßwegen den Gebhard nicht mit Nachdruck unterstützet, weil er sich nicht zur lutherischen, sondern zur kalvinischen Lehre bekannt. Der einzige Pfalzgraf Johann Casimir setzte sich endlich noch mit einem nur erst angeworbenen Corps Truppen ungeachtet aller kaiserlichen Mandate in Bewegung, und langte mit demselben in der Gegend von Cöln an *); welche Stadt er vor allem zwingen wollte,

mentarios, ανθρωποφαγους, σαρκοφαγους, Cyclopas ignominiose nominant. Bey Cyprian von kirchlicher Vereinigung der Protestanten, Beylage N. XXXVII.

*) Im August 1583.

dem Begehren ihrer kalvinischen Bürger wegen eines freyen Gottesdienstes zu willfahren. Allein dieselbe, obschon er zweymal in dem ihr gegenüber gelegenen Flecken Duitz sengte und brennte, denn sonst war er nicht im Stande etwas zu unternehmen, blieb unbeweglich. Gebhard hatte Geld, Munition und Proviant herbey schaffen sollen; es fehlte aber an einem so, wie an dem andern, welches machte, daß Casimir nach einigen unnützen Hin- und Hermärschen seine Leute nach einigen Monaten auseinander gehen ließ. Einen scheinbaren Vorwand zum Abzuge gab ihm der Tod seines Bruders, des Churfürsten Ludwig, und die zu übernehmende Vormundschaft über dessen Kinder. Dagegen hatte Gebhards Gegner, Ernst, der von verschiedenen Orten her, besonders aus Baiern von seinen Brüdern, und aus den Niederlanden von den Spaniern, war verstärkt worden, das vollkommenste Uebergewicht. Die Hauptstadt Bonn ward ihm durch die nicht bezahlte Garnison von selbst überliefert. Alles übrige, was Gebhard in den erzstiftischen Landen am Rhein noch inne hatte, folgte, oder ward durch die Waffen bezwungen. Die indessen von dem Kaiser veranstaltete Zusammenkunft der churfürstlichen Gesandten von Mainz, Trier, Sachsen und Brandenburg fiel ebenfalls so

wenig vortheilhaft für ihn aus, daß selbst Sachsen und Brandenburg ihm den Rath ertheilten, er solle sich mit einem Deputat begnügen, von seinen Ansprüchen abstehen, und übrigens alles gut seyn lassen.

Da er im folgenden Jahr auch aus Westphalen vertrieben ward, begab er sich mit seiner Agnes eine Zeitlang nach Delft zu dem Prinzen Wilhelm von Oranien; der ihn zwar freundschaftlich aufnahm, aber wenig Lust, oder vielleicht auch Vermögen hatte, nebst seinem einheimischen Krieg gegen Spanien sich mit einem in Deutschland, ihm zu Gefallen, zu beladen. Agnes mußte von da aus eine Reise nach England vornehmen, um die Königinn Elisabeth für sich und ihren Mann zu gewinnen. Allein nebst dem, daß Gebhards Betragen der von dieser Königinn wenigstens von außen gezeigten Neigung zur Jungferschaft wenig entsprach, ward Elisabeth noch dazu eifersüchtig, als sie erfuhr, ihr damaliger Liebhaber, der Graf von Essex, halte nächtliche Conferenzen mit der Agnes. Ein Befehl an dieselbe, England eiligst zu verlassen, war die Wirkung davon. Beyde giengen daher lieber nach Strasburg, wo Gebhard Domdechant war, und wo derselbe endlich 1601, den

den 21. May, ohne Kinder zu hinterlassen, den Geist aufgab. Da Gebhards Bekehrung so ein galantes Ansehen hatte, indem sie sich mit einer Liebes-Intrigue anfieng, und mit einer Heurath endigte, so ist kein Wunder, daß sie nicht nur allein bey vielen zu seiner Zeit, sondern auch in der folgenden verdächtig geblieben ist x).

Aus dem Cölnischen wuchs ein anderer fast ähnlicher Streit hervor. Drey der mit dem Erzbischof zugleich abgesetzten Domherren begaben sich nach Straßburg, wo sie ebenfalls Präbenden besaßen. Auch zuvor waren bereits protestantische Domherren von Zeit zu Zeit auf dem Stift gewesen, ohne daß darüber eine Trennung oder Zwietracht entstanden. Allein, weil die jetzigen namentlich von dem Papste excommunicirt, und ihrer Beneficien entsetzt waren, weigerten sich die katholischen, dieselben in das Capitel, oder zum Besitz ihrer Einkünfte zu lassen. Diese dagegen, sich auf den Beystand der Stadt verlassend, brachen Kästen und Keller mit Gewalt auf, und nahmen sich daraus ihren

x) MICHAEL ab ISSELT de Bello Colonienſi per totum. MICHAEL EYTZINGER Relation. Hiſtor. ſecunda, tertia Pars. Häberlin XIII. Band.

ihren Unterhalt. Worüber es so weit kam, daß, weil die katholischen Domherren der Stadt nicht trauten, sie Straßburg gar verließen, und sich nach Elsaß-Zabern begaben, dort unter dem Schutze des Bischofs sich als das einzige rechtmäßige Capitel betrugen, auch von den hin und wieder auf dem Lande zerstreuten Revenüen an sich zogen, so viel sie konnten. Als vollends der Bischof starb, schrieben die zu Straßburg, die sich indessen, durch Verleihung einiger Präbenden an andere protestantische Grafen und Prinzen, verstärkt hatten, einen Wahltag aus *); wozu sie auch die katholischen einluden. Da aber diese nicht nur allein nicht erschienen, sondern noch dazu alles Wahlrecht ihnen streitig machten, fuhren sie dessen ungeachtet fort, und postulirten den eben damals zu Straßburg sich aufhaltenden Prinzen Johann Georg von Brandenburg, einen Sohn des Administrators des Erzstiftes Magdeburg; in Hoffnung, durch die Unterstützung des Hauses Brandenburg um so eher ihr Vorhaben hinaus zu führen. Die Stadt hatte schon einiges Kriegsvolk bereit gehalten, welches sie sogleich dem neuen Bischof überließ, um sich mit bewaffneter Hand in den Besitz der zu der weltlichen Herrschaft des Bisthums gehörigen und

von

*) 1592, auf den 20. May.

von den katholischen Capitularen in Verwahrung genommenen Ortschaften zu setzen.

Da man nun ganz sicher voraus sehen mußte, daß sich eben so blutige Auftritte, als zu Cöln, ergeben würden, schrieb der Kaiser den katholischen Capitularen, zur Abwendung größeren Schadens die Stiftsgüter indessen dem Erzherzog Ferdinand von Tyrol, dem ohnehin ein großer Theil des Elsasses gehörte, einzuräumen; weil man glaubte, die Protestanten, und insonderheit die Stadt Straßburg, würden in solchem Falle sich um so weniger getrauen Hand an sie zu legen. Allein, denselben gefiel der kaiserliche Vorschlag so wenig, als den protestantischen Domherren und ihrem Bischof. Sie schritten vielmehr auch ihrerseits zur Wahl, welche auf den Cardinal und Bischof von Metz, den Prinzen Karl von Lothringen, fiel.

Nicht so bald war dieses geschehen, als Lothringisches Volk, welches ebenfalls zuvor schon auf diesen Fall geworben worden, in das Bisthum und das Gebiet der Stadt Straßburg einfiel, und aller Orten nach damaligem Brauch, das ist, gräßlich und zum Theil unmenschlich wirthschaftete. Die Stadt verstärkte ihre Truppen, und that Wider-

stand,

stand, so viel sie konnte. Allein, da die Sache allemal auf kleine unbedeutende Gefechte hinaus lief, in denen bald der eine, bald der andere Theil siegte: so war nicht nur allein kein Ende von dem Handel abzusehen, sondern noch zu besorgen, es dürften die benachbarten protestantischen Stände gemeine Sache mit dem Prinzen von Brandenburg, so wie auch die katholischen mit dem von Lothringen machen. Der Kaiser ließ daher beyden Theilen Frieden gebiethen, und schickte eine förmliche Commission, um sie miteinander zu vergleichen. Aber umsonst, indem keiner weichen, aber auch keiner an der Fortdauer der Unruhen Schuld seyn wollte. Beyde suchten sich durch gedruckte Schutzschriften zu rechtfertigen.

In der seinigen sagt der Cardinal: „daß er von demjenigen Capitel, das von beyden höchsten Obrigkeiten, dem Papst und Kaiser, für das rechtmäßige und ordentliche erkannt und gehalten worden, rechtmäßig und canonisch gewählt, auch in der bischöflichen Residenzstadt Elsaß-Zabern proclamirt, und in den Besitz des Bisthums sey eingeführt worden. Zuvor aber, und ehe solche Wahl vorgegangen, hätten die abtrünnigen, excommunicirten und privirten Inhalter des gewöhnlichen

lichen Capitelhauses und Brüderhofes zu Straßburg, über ihre nun in das siebente Jahr nicht allein wider ihre dem Stift geleistete Pflicht, sondern auch der Röm. kaiserlichen Majestät zu Trotz und Verachtung, und derselben vielfältigen wider sie ausgegangenen Mandaten entgegen geübte Ungebühr, noch ferner vermessentlich sich gelüsten lassen, einen jungen Marggrafen von Brandenburg zum Administrator dieses Stiftes vermeintlich zu postuliren und aufzuwerfen; unter dessen Namen sie auch alsbald und unversehens mit Hülfe und Zuthun der Stadt Straßburg das Stift mit Heerskraft feindlich überzogen, das Haus Kochersberg belagert, beschossen, gestürmet, erobert, den Befehlshaber darauf, ungeachtet ihres sowohl ihm als andern darin gelegenen Soldaten zugesagten freyen Abzugs, stracks vor dem Schlosse jämmerlich hinrichten, folgends auch die übrigen Städte, Häuser und Flecken des Stifts auffordern, und zur Ergebung durch viele Drohworte ermahnen lassen; wodurch es geschehen, daß sie sich aus Furcht und Kleinmüthigkeit fast insgesammt unterworfen hätten."

„Da er nun dieses uralte fürstliche Stift in solcher Gefahr gesehen, und ihm mit sonderm

Schmerzen

Schmerzen tief zu Herzen gestiegen, daß dasselbe gleich etlich andern Erz- und Stiften im Reich so schändlich profanirt, so viel gottselige königliche und fürstliche Fundationen und Donationen, deren nicht die geringsten von seinem Haus und Vorfahren herrührten, umgekehrt und abgethan, und die alte wahre, allein seligmachende Religion gar ausgetilget werden solle: als habe er seiner Pflichten halben, damit er dem Stift als dessen nunmehr in die sieben Jahr gewesenes Mitglied zugethan, und dasselbige bey seinem alten Herkommen, Rechten und Würden, so viel in seinem Vermögen, zu erhalten, in obgeregte auf ihn gefallene Wahl seinen Consens gegeben, und sich des Stiftes im Namen Gottes unterzogen, keines zeitlichen Nutzens und Vortheils wegen, sondern bloß, damit es nicht von den übrigen Capitularen, wie es mit jenem von Cöln gegangen, in das äußerste Verderben und Blutbad gesetzt werde.„

„Ehe er Gewalt gebraucht, habe er die Stadt Straßburg ersuchet, ihr Volk von den Orten des Bisthums, die sie besetzt gehalten, abzuführen, und sich gegen ihn friedlich und nachbarlich zu bezeigen; da er aber nichts erlangen können, sey er gedrungen worden, Ernst anzukehren. Nachdem

die kaiserlichen Commissarien erschienen, habe er sich erbothen, die Waffen niederzulegen, und die Sachen zu ihrer kaiserlichen Majestät Verordnung und Erkanntniß zu stellen, wofern sich der Gegentheil dazu ebenfalls verstehen wolle, welches aber bey demselben nicht dahin zu bringen sey gewesen. Bey dieser Erklärung verharre er auch noch jetzt, und zum Ueberfluß mache er sich auch in Ansehung der Stadt Straßburg anheischig, derselben in keinem Weg feindlich zu begegnen, wenn sie ihr Kriegswesen gegen ihn gänzlich abthun, und den Abtrünnigen im Bruderhof keine Hülfe, Fürschub oder Beförderung leisten und erzeigen werde."

Dagegen die Stadt Straßburg einwendete: "diejenigen Domherren, die sich nach Zabern begeben, seyen vielmehr die Ursache dieser Unruhe und des darauf erfolgten Krieges, indem sie gegen die übrigen, die zu Straßburg geblieben, den vermeintlichen päpstlichen Bann zu derselben höchstem Spott und Nachtheil und aller evangelischen Stände unwiederbringlichem Präjudiz zu exequiren gesucht; welches sie als eine, letztere insgesammt angehende, Sache keineswegs hätten dulden können, indem es unleugbar, daß, wo solchem unchristlichen und schädlichen Intent der Weg gemacht,

daß

daß der Papst einen einzigen evangelischen Stand am Zeitlichen und Ewigen möge beschweren, dadurch alle der Deutschen uralte, wohlhergebrachte Freyheit gänzlich aufgehoben, die päpstliche Jurisdiction gegen andere evangelische Stände erstreckt, des Papstthums Greuel und Verstrickung der Gewissen eingeführt, und endlich die von ihnen erkannte Wahrheit allerdings ausgerottet und abgeschaft dürfte werden. Der von dem Capitel postulirte Bischof Johann Georg habe nichts anders gesucht, als sich in den Besitz des Bisthums, der ihm von Rechtswegen zukomme, zu setzen; zu welchem Ende die Stadt ihm ihre Truppen nicht wohl habe verweigern können; nicht allein, weil sie denselben als das Haupt des Bisthums allbereit erkannt, sondern weil sie keineswegs vorsehen können, daß die übrigen Capitularen, gegen des Stiftes Statuten, gegen alles Herkommen, ausser des gewöhnlichen Ortes einen andern Bischof, so ausländischer fremder Sprache, unbetrachtet ihres deutschen Herkommens und Namens, erwählen und aufwerfen sollten. Uebrigens erklärte auch sie, mit dem Haus Lothringen in Freundschaft und guter Nachbarschaft zu leben, wenn nur der Cardinal von Feindseligkeiten abstehe. Was aber den Hauptstreit angehe, wollte sie alles vollstre-

cken und sich gefallen lassen, was Chur- und Fürsten, wie auch gesammte Stände der Augspurgischen Confession in dieser gemeinen Sache zu thun oder zu lassen sich entschließen, oder eines rechtmäßigen Austrages mit dem Kaiser sich vergleichen würden."

Abermal eine Folge der unzulänglichen und undeutlichen Reichsgesetze. Die wechselsweisen Verheerungen und Plünderungen dauerten demnach ein wie das anderemal fort, bis endlich eine neue kaiserliche Commission am Anfange des May 1593 die Sache einstweilen dahin verglich, daß beyde Theile die Waffen niederlegen, den Hauptpunkt des Streits aber sechs Fürsten zur Erörterung heimstellen sollten, indessen der Cardinal einen gewissen Bezirk des Bisthums, und der Markgraf ebenfalls einen im Besitz haben, und die Gefälle davon beziehen möge. Man erneuerte diesen Vergleich von Zeit zu Zeit, bis es endlich dem Herzoge Friderich von Würtemberg im J. 1604 gelang, einen neuen Anstand auf 15 Jahre zuwege zu bringen, vermöge dessen die acht protestantischen Domherren solange noch den Bruderhof nebst andern Capitular- und Domherrnhäusern inne haben, und alle Gefälle genießen, die in dem Gebiethe der Stadt Strasburg

burg gelegen wären, ihre Zahl aber indessen nicht vermehren sollten. Die übrigen Gefälle hätten den katholischen zu bleiben; und der bisherige protestantische Administrator des Bisthums, Markgraf Johann Georg, seinen Ansprüchen auf das Stift gänzlich zu entsagen. Dagegen hatte er vermöge eines andern mit dem Herzog von Würtemberg errichteten Vergleiches von diesem für seine Abtretung 130000 Gulden baar, und nebst der Uebernahme von 50000 Gulden an Schulden jährlich 9000 Gulden zu gewarten. Der Herzog selbst ward durch die pfandweise geschehene Einräumung des bischöflich Straßburgischen Oberamts Oberkirchen entschädiget y).

y) Sattlers Geschichte von Würtemberg unter den Herzogen 5 Th. 7 Abschnitt, p. 204. SLEIDANVS, Continuat. P. III. ad a. 1592. seq. & 1604. EYTZINGER Relat. Histor. Parte II. seq.

Achtes Kapitel.

Krieg mit den Türken. Die Gelegenheit geben die Ustocken zu Zeng.

Bald nach dem Ausbruch der Straßburgischen Unruhen *) ward noch dazu der Kaiser und einiger Maßen das Reich in einen Krieg mit den Türken verwickelt. Es war damals selbst der Friede mit dieser Nation nicht viel besser als ein offenbarer Krieg; indem man es beyderseits für erlaubt hielt, Streifereyen in des Nachbars Land zu unternehmen, zu plündern und zu rauben, auch fester Orte sich zu bemächtigen, wenn es nur ohne Gebrauch des schweren Geschützes vor sich gieng. So sehr auch die an den beyderseitigen Gränzen wohnenden Unterthanen dadurch litten, so ließen sich doch die Türken nicht davon abhalten, theils um ihre vermeinte Bravour von Zeit zu Zeit an den Tag legen zu können, theils um Beute zu machen. Selbst auch von Ungarischer Seite däuchte es einem großen Theil der Nation rathsam zu seyn, damit Wachsamkeit, Tapferkeit und Kriegs-

*) 1593.

Kriegsgeist bey den Gränztruppen stäts rege erhalten würden, diese auch allenfalls wegen ihres Soldes, der selten richtig gezahlt ward, sich an des Feindes Landen erholen könnten.

Daß dergleichen zu oft wiederholte Auftritte leicht in einen förmlichen Krieg ausarten konnten, darauf versah man sich um so weniger, weil die Türken nur erst in einigen Zügen gegen die Perser sehr viele Leute theils durch das Schwert, theils durch äusserst beschwerliche Märsche in wüsten Gegenden verloren hatten. Und in der That, wenn sie je einen Krieg nicht aus Uebermuth oder Eroberungssucht angefangen, und wenn einem leicht hätte können vorgebeuget werden, so muß man es von diesem sagen; alles hieng davon ab, den Räubereyen der sogenannten Uskocken zu Zeng kräftigen Einhalt zu thun. Bereits zu Kaiser Ferdinands Zeiten hatten sich mehrere Leute aus den Türkischen Provinzen unter dem Vorwande, dem Druck dieser Barbaren auszuweichen, und ihrer Religion desto ungehinderter abwarten zu können, geflüchtet, und sich unter seinen Schutz begeben. Man nannte sie Uskocken (Aus- oder Ueberläufer).

Ihren ersten Aufenthalt nahmen sie zu Klissa in Dalmatien, welcher Ort ein Ungarisches Lehn

war. Nach ihrem eigenen Anerbiethen sollten sie eine Art von Gränz-Miliz ausmachen, die gegen mäßigen Sold stäts in den Waffen gegen die Türken sich befände. Sie hielten auch Wort, aber auf eine Art, die eben nicht die vortheilhafteste für ihre Schutzherren war. Da sie unaufhörliche, mit vielen Grausamkeiten verknüpfte Streifereyen von Klissa aus in das Türkische Gebieth unternahmen, suchten sich die Türken dieses wegen seiner Lage für unüberwindlich gehaltenen Ortes zu bemächtigen; welches ihnen auch endlich gelang, nachdem der Anführer der Uskocken und Herr von Klissa, Crusich, in einem Gefechte geblieben war. Diese aber nahmen nun ihren Weg weiter, und zogen sich nach Kroatien, wo man ihnen das am Adriatischen Meer gelegene Zeng einräumte.

Geschah es zuvor aus Neigung, daß sie plünderten und raubten, so thaten sie es jetzt wegen der Unfruchtbarkeit der umliegenden Gegend einiger Massen aus Noth. Da nach den damals herrschenden Grundsätzen aller Schaden, den man den Türken und ihren Provinzen zufügte, als Gewinn für die Christenheit angesehen ward; und noch dazu die Uskocken, besonders wenn sie zur See eine Unternehmung wagten, eine Entschlossenheit und

Tapfer-

Tapferkeit zeigten, die selbst alles jenes übertraf, was Leuten ihrer Profession eigen zu seyn pflegt: so glaubte man allerdings eine gute Erwerbung gemacht zu haben. Anfangs thaten sie ihre Einfälle meistens nur in die damals Türkischen Provinzen Licca und Corbavia. Als sich aber diese wegen der ståten Unsicherheit nach und nach ganz entvölkerten, schränkten sie sich fast bloß auf das Meer ein.

Nun ward aber die Sache auf einer andern Seite bedenklich, indem sie bald anfiengen, wie man besonders von Seiten der Republik Venedig vorgab, die auf dem Adriatischen Meer segelnden Schiffe ohne Unterschied zu berauben. Eines war noch diesem Staat äusserst gehäßig, daß sie, um den Türkischen Landen beyzukommen, sehr oft in dem Venetianischen Dalmatien landeten, und von dort aus den Türkischen Unterthanen unversehens über den Hals kamen. Da die Türken hieraus schlossen, die Republik müsse mit ihnen einverstanden seyn, und droheten sich an ihr zu erholen, wenn sie nicht die Sicherheit des Adriatischen Meers, wie sie vermöge ihrer prätendirten Herrschaft über dasselbe schuldig sey, besser handhabete: so machte man anfangs Vorstellungen an dem kaiserlichen Hof. Als aber dadurch nicht so gleich

geholfen war, ließ die Republik förmlich auf die Uskocken Jagd machen, und, so viele ihr in die Hände fielen, durch den Strang hinrichten. Allein nebst dem, daß sie nur um so mehr in die Wuth gebracht wurden, und Venetianische Schiffleute, wenn sie sich ihrer bemächtigten, ebenfalls getödtet wurden, fruchtete es auch wenig, theils wegen der besondern Lage derjenigen Küste, die sie bewohnten, als welche voll Felsen, kleiner Inseln, Canäle, und solcher Gegenden war, wohin die größeren Venetianischen Schiffe den leichten Barken der Uskocken nicht folgen konnten; theils wegen der Menge von Leuten, die, durch die Beute angelockt, die Abgehenden auf eine Art ersetzten, daß sie durch ihren Verlust sich noch zu vermehren schienen.

Selbst Leute aus Italien, die zu Hause wegen begangener Verbrechen sich zu fürchten hatten, oder so genannte Banditen, die ihres Vaterlandes verwiesen waren, gesellten sich in solcher Menge zu ihnen, daß Zeng nicht einmal alle fassen konnte. Blieb ein Uskock auf was immer für eine Weise, so bekam die Wittwe sogleich wieder einen Mann aus der Zahl der neuen Ankömmlinge. Dieß machte, daß selbst die Weiber, unbekümmert über das Schicksal ihrer Männer, sie vielmehr anspornten

den

den Gefahren zu trotzen, und Beute nach Hause zu bringen. Wegen der vielen Klagen der Venetianer sowohl, als anderer benachbarten Staaten, kamen zwar von Hof aus mehrmals geschärfte Befehle, daß sie niemanden als die Türken angreifen und berauben sollten. Allein, man kehrte sich selten lange daran, so daß Venedig auf eine gänzliche Versetzung derselben oder Austreibung antrug. Dazu konnte man sich aber um so weniger entschließen, da Zeng als eine Art von Maltha oder Kosakischer Miliz, wodurch den Türken immerwährender Abbruch geschehe, angesehen ward, und noch zu besorgen war, daß, wenn man sie vertriebe, sie ihre Rückkehr zu den Türken nehmen, und sich dort auf eben die Art gegen die Christen, wie jetzt gegen die Türken, brauchen lassen dürften.

Das leichteste Mittel, ihrer los zu werden, schien, wenn die Türken von Bosnien aus zu Lande ihres Raubnestes sich bemächtigten. Allein, Venedig scheute es fast noch mehr, daß Türken so nahe in seiner Nachbarschaft, und in einer Gegend, wo sie, so zu sagen, die Hauptstadt der Republik mit Augen sehen konnten, sich befinden sollten. Es ist daher auch sehr wahrscheinlich, daß es selbst dieses Vorhaben unter der Hand, so viel möglich,

zurück gehalten. Allein, endlich fiel es dem Hassan, Bassa von Bosnien ein, sein Reich für immer von dieser Plage, und auch Schande, wie er sich einbildete, zu befreyen z). Der Weg dazu sollte durch die Eroberung von Kroatien gebahnet werden. Nachdem es ihm mit den festen Plätzen Wihitsch und Petrinia gelungen, wollte er auch Sissek (1593), nachdem er es zuvor schon einmal fruchtlos versuchet hatte, wegnehmen, um sodann längst der Culpa den Weg nach Zeng zu nehmen, wozu er ein Heer von 20 bis 30000 Mann versammelte. Allein, bey dieser Gelegenheit wurde er von einigen kaiserlichen und Kärnthnerischen, Krainischen und Kroatischen Völkern, die sich unter der Anführung des Andreas von Auersperg, Ruprecht von Eggenberg, Melchior von Rödern, und Peter Erdödi zusammen gezogen, auf das Haupt geschlagen

z) Die Deutschen und Ungarischen Geschichtschreiber thun von diesen seinen Absichten keine Meldung. Allein die Venetianischen, und insonderheit der Verfasser der l'Histoire des Uscoques, welche den dritten Theil des Amelot Histoire du Gouvernement de Venise ausmacht, nahmen es als zuverlässig an, und verdienen auch desto mehr Glauben, je nähere Kenntniß der Senat von jenem, was im Divan vorgieng, zu jeder Zeit hatte.

geschlagen *), so daß er selbst auf dem Platze blieb, und der Verlust der Türken auf 12000 Mann geschätzet ward.

Unter den Getödteten befand sich auch Mehemed, ein Schwestersohn des Großsultans; welches unter andern vieles beytrug, daß dieser nun den Krieg förmlich erklärte. So wenig man auch von kaiserlicher Seite in hinlänglicher Verfassung dagegen stand, so scheint doch Rudolph, wenigstens nach seinem Betragen, wie es sich in der Folge zeigte, zu urtheilen, nicht so gar sehr unzufrieden damit gewesen zu seyn; indem dadurch seine wegen der Religion schwierige Unterthanen, die er mehr als alles übrige fürchtete, eine Beschäftigung von außen erhielten, er aber wenigstens einige Hoffnung aufgehen sah, vielleicht selbst zuletzt die Waffen in die Hände zu bekommen.

Da die Türken mit ihrer Rüstung weit eher fertig wurden, als von kaiserlicher Seite geschah, so war es ihnen leicht, Sisek, welches jetzt das drittemal belagert ward, Vesprim und Palotta wegzunehmen. Allein, nachdem auch diesseits der

Feldzug

*) 1593, den 12ten Jun.

Feldzug eröffnet worden, sah man nun das erstemal, daß die Türken in den vorigen Zeiten nur deswegen so furchtbar geschienen, weil ihre Gegner zu unerfahren, zu feig und unvorsichtig gewesen. Der bis daher mit so vieler Anstrengung und Hartnäckigkeit geführte Niederländische Krieg hatte wenigstens das Gute an sich, daß er eine Schule in diesem Fache für die meisten christlichen Nationen geworden. Dort lernte man mehr Geschicklichkeit ein Treffen anzuordnen, zugleich auch mehr Kunst, eine Befestigung theils anzulegen, theils zu vertheidigen. Auch trugen die bisherigen beyderseitigen Streifereyen in der That vieles bey, daß die Christen, die oft nicht unglücklich dabey fochten, sich im Ganzen mehr ermannten, und die Türken nicht mehr für die so gar furchtbare Nation hielten. Wäre man im Stande gewesen, eine verhältnißmäßige Anzahl von Truppen, wie sie in manchem Feldzuge gebraucht wurden, stäts auf den Beinen zu erhalten, und sie regelmäßig zu besolden, so würde es gewiß damals schon so weit gekommen seyn, daß sich die Türken hätten die Gedanken zu künftigen Eroberungen müssen vergehen lassen. Noch in eben diesem Jahre *) schlug

*) 1593.

schlug Graf Ferdinand von Hardeck nebst den mit ihm vereinigten Grafen von Zrin, Palfi und Nadasti den Bassa von Ofen bey Stuhlweissenburg auf das Haupt; und in Oberungarn nahm Christoph von Tieffenbach Sabatka mit stürmender Hand ein, worauf er Fillek belagerte, und den Türken, die zum Entsatz kamen, auf das neue eine gänzliche Niederlage beybrachte; nach welcher sich nicht nur allein dieser Platz ergeben mußte, sondern auch mehrere andere durch die Türken von selbst geräumet wurden.

Neuntes

Neuntes Kapitel.

Reichstag zu Regenspurg. Wechselsweise Religionsbeschwerden.

Wäre auch nicht zu besorgen gewesen, der Türkische Sultan dürfte das folgende Jahr *) selbst zu Felde ziehen, und nichts weniger auszuführen trachten, als die Eroberung von Wien, wie es der Ruf verbreitete, so würde dennoch der Kaiser nicht im Stande gewesen seyn, den Krieg ohne Beystand des Deutschen Reiches wenigstens in die Länge auszuhalten. Ein Reichstag zu Regenspurg, welchem er nebst den drey geistlichen Churfürsten, dem Administrator von Chur-Sachsen und mehreren Fürsten in Person beywohnte, war die Folge davon. Der Kaiser suchte alles hervor, um die Gefahr recht dringend vorzustellen; und die Stände entschuldigten sich, wie gewöhnlich, mit ihrer Unterthanen sowohl als ihrem eigenen Unvermögen. Man capitulirte endlich, und ward einig, 80 Römermonate in gewissen Terminen zu entrichten. Der sogenannte gemeine Pfenning würde dem Kaiser

*) 1594.

Kaiser ungleich angenehmer gewesen seyn; allein, die alten Ursachen, welche die Abneigung der Stände gegen denselben erzeugt hatten, waren noch fortdauernd.

Mit unter brachten die protestantischen Stände, wie es ebenfalls Herkommens war, ihre Religions- und politischen Beschwerden bey dem Kaiser vor, die auf einer Zusammenkunft mehrerer davon zu Heilbronn auf Veranlassung des Churfürsten von der Pfalz waren zusammen getragen worden. Diejenigen, die wenigstens einen neuen Anstrich hatten, waren folgende: „daß, obgleich der Religionsfriede zu dem Ende sey aufgerichtet worden, damit durch denselben als ein heilsames Band zwischen den Ständen der beyden Religionen ein gutes Vertrauen, Friede, Ruhe und Einigkeit erhalten und fortgepflanzt werde, dennoch vieles wider denselben vorlaufe, oder derselbe wohl gar in einen andern Verstand bisweilen gezogen werden wolle, dazu der Papst, seine Legaten und Nuncii, die hin und wieder im Reich herum zögen, auch selbst bey der jetzigen Reichsversammlung zur Stelle wären, nicht wenig beytrügen; denn es würde öffentlich vorgegeben, daß dem Kaiser Ferdinand nicht gebührt habe, ohne päbst-

liche Einwilligung einen Religionsfrieden zu schliessen, und daß derselbe nicht länger als nach vollendetem Tridentinischen Concilium kräftig sey, eben daher auch sein Ende erreichet habe. Man gebe die Augspurgische Confession unverschuldeter Weise für eine verdammte Religion aus; die dawider in das Reich geschickten päpstlichen Bullen würden öffentlich angeschlagen, und die im Religionsfrieden suspendirte geistliche Gerichtsbarkeit wieder hergestellt. Wie dann der Papst und seine Nuncii mit Beyhülfe der Jesuiten ihre Jurisdiction so weit erstreckten, daß sie die andern zu verbannen und zu degradiren, und Zeit und Jahre zu verändern sich unterstünden, auch wohl den Kaiser dahin zu bewegen suchten, keinem geistlichen Stand seine Regalien zu verleihen, er habe dann die Bestätigung des Pabstes über seine Wahl und Postulation zuvor erlangt; zu welchem Ende er dann auch die Eide und Statuten in den hohen und andern Stiften dermassen geschärft und geändert habe, daß aller Zutritt den Evangelischen abgeschnitten würde.„

„Man gebe auch vor, daß diejenigen, die vor dem Religionsfrieden nicht zur Augspurgischen Confession getreten, jetzt nicht Macht haben, solches

ches zu thun, und daß deswegen keinem Stand, besonders aber den Reichsstädten, keine Reformation zu gestatten sey. Es wäre daher bey einigen Städten dahin gebracht worden, daß sie sich mittelst Eides reversiret und verbunden hätten, bey der Römischen Religion zu bleiben, keinen evangelischen Bürger in den Rath zu nehmen, und den Bürgern, wie flehentlich auch darum angesucht würde, keine freye Religionsübung zuzulassen, wie in der Stadt Cöln geschehe. „

„Auch gereiche es ihnen zu unerträglichen Beschwerden, daß bey der jetzigen Reichsversammlung etliche vornehme Stände auf der geistlichen Bank von ihren gebührenden Sessionen in den Reichsräthen mit mehrerem Triebe und Widersetzung des Gegentheils, als hie bevor geschehen, abgehalten, theils auch gar nicht beschrieben, noch ihre Vollmachten angenommen werden wollen, ungeachtet sie zu ihren geistlichen Prälaturen rechtmäßig, und vermöge der Statuten und des Herkommens solcher Orte postuliret und erwählt worden, allein aus der Ursache, weil sie sich zur Augspurgischen Religion bekennen. „

„Was die Verwaltung der Justiz belange, fänden sie sich auch auf allerhand Art beschweret.

Es würde kein evangelischer Fürst oder Graf, deren doch genug qualificirte vorhanden seyen, zum Kammerrichteramt gebrauchet, sondern nur seit einigen Jahren her der Römischen Religion zugethane, und dazu geistliche Fürsten. Ein gleiches geschehe mit den Präsidenten, und sey in vielen Jahren der Religion halben mit ihrer Aufnehmung nicht umgewechselt worden. Es hätten auch die zu Assessoren präsentirte evangelische Personen dieß Orts nicht gleiche Beförderung, und fänden öfters nicht wenige Verhinderung; daher dann erfolge, daß die Acten ungleich ausgetheilt, und die Supplicationen, da ein Evangelischer wider einen Katholischen klage, lange hinterhalten, aber in Ansehung des Gegentheils stark befördert würden.„

„Hiebey könnten sie den Kaiser in Ansehung der vielfältigen Klagen wegen Unterlassung und Einstellung der Kammergerichts-Visitationen, wie auch wegen Ungleichheit der Visitatoren, so viel die Religion belange, nicht unerinnert lassen; insonderheit, weil es bekannt sey, daß diese Einstellung allein von wegen des Administrators von Magdeburg geschehen, welchem, weil er der Augspurgischen Confession zugethan sey, der Erz-

bischof

bischof von Salzburg vorgezogen worden, und jener wohl gar für keinen Administrator gehalten werden wolle, da doch dagegen andere geringere Stände, ob sie gleich ausländisch und nichts contribuirten, als Metz, Tull und Verdun, dazu gezogen worden.„

„Es wäre auch der Kaiser hie bevor von etlichen Chur- und Fürsten in bester Wohlmeinung wegen der Hofraths-Processe erinnert worden; deswegen sich auch etliche freye und Reichsstädte sowohl in Religions- als Profan-Sachen beschwert hätten. Man fände nämlich, daß je länger je mehr allerhand Sachen ohne Unterschied erstlich durch verordnete Commissarien, und hernach zur Entscheidung an den Reichshofrath wider der Stände Privilegien und Herkommen gezogen würden. Daraus erfolgten aber viele Unbequemlichkeiten, als z. B. daß dem Kammergericht sein Lauf gehindert werde, und daß besonders in Religionssachen die Assessoren am Hof, die fast alle der päbstlichen Religion zugethan wären, sich unterstünden, die Reichs-Constitutionen mit gefährlichen Præjudiciis zu erklären, wie auch, wenn spaltige Meinungen durch die von beyden Religionen verordnete Commissarien referirt worden, den endlichen

Ausschlag und die Definition vor sich zu ziehen, wodurch den Ständen das Beneficium primæ instantiæ, Apellationis und Revisionis entzogen würde, welches der Kammergerichtsordnung und alten Verfassung des Reichs ausdrücklich zuwider sey, in denen klar versehen, was für Sachen dahin gehören sollten.„

Nach einer kurz vor dem Reichstag zu Heilbronn zwischen Chur-Pfalz und andern protestantischen Fürsten genommenen Abrede sollte in keine Contribution gewilliget werden, ehe diese Puncte erlediget seyen a). Allein der Kaiser erreichte dennoch seinen Zweck. Demselben kam in diesen Umständen ungemein zu Statten, daß selbst mehrere protestantische Fürsten, und besonders der Administrator von Chur-Sachsen, Herzog Friedrich Wilhelm, und Pfalzgraf von Neuburg, Philipp Ludwig, nicht nur allein keinen Theil daran nahmen, sondern noch dazu gegen ihr Gewissen zu handeln glaubten, wenn sie mit dem Churfürsten von der Pfalz, als einem Calvinisten, in diesem Stücke gemeinschaftlich zu Werke giengen. Des ersteren beyde Prediger, Aegydius Hunnius und David Scleis, die er bey sich auf dem Reichstag hatte,

a) Der Unirten Protestirenden Archiv in append. p. 4.

hatte, schärften es ihrem Herrn in einem schriftlichen Bedenken auf das nachdrücklichste ein, indem „männiglich unverborgen sey, daß Gott in seinem Wort befehle, falsche Lehre und derselben öffentliche Vertheidiger zu fliehen, und in Glaubenssachen auch von jedem Schein einer Verbindung sich zu hüten. Wie man auch mit gutem Gewissen zugeben könne, daß sich die Calvinischen in der Beschwerungsschrift für Stände der Augspurgischen Confession dargeben, da sie doch derselben nicht in einem oder zweyen, sondern per accumulationem errorum in 6 oder 7 Artikeln offenbar zuwider? welches man mit unwidersprechlichen Gründen zu erweisen erbiethig sey. Es würden auch die Sacramentirer dadurch in ihrer gottlosen Lehre treflich gestärkt werden, und sich dieser Handlung jetzt und zu allen künftigen Zeiten je sich so hoch berühmen, als sie sich des Frankfurtischen Abschieds und Naumburgischen Convents und der daselbst gepflogenen Handlung zu merklichem Fürschub ihrer vermeinten Lehre in öffentlichen Schriften gerühmt„ ꝛc. b.

Um das Gehäßige desto mehr von sich abzulehnen, theilte der Kaiser die Schrift der Protestanten

 den

b) Bey Häberlin in der Vorrede zum 19. Band.

den katholischen Ständen mit, die, wie gewöhnlich, mit ihren Gegenbeschwerden nicht zurück blieben, sondern noch wichtigere zu haben glaubten als jene: „der Kaiser sowohl, als jeder Unpartheyische würde daraus abnehmen können, ob nicht vielmehr der katholische Theil in dem betrübten Zustande sich befinde, daß derselbe wegen täglicher Zunöthigung und Bedrängniß von vielen Ständen der Augspurgischen Confession dergestalt in Verringerung und Abnahm gerathe, daß er zu klagen nicht nur allein äußerst genöthiget sey, sondern auch hoffen dürfe, daß der Kaiser, als ein gerechter Herr, dermaleins werde bewogen werden, ihnen zur Erhaltung ihrer uralten katholischen Religion und der auf dieselbe fundirten Erzstifte, Klöster und Gotteshäuser die Hand zu bieten. Was den Religionsfrieden betreffe, könnten sie mit Gott bezeugen, daß man sie ungütlich beschuldige, als ob sie bisher demselben dem Buchstaben oder seinem rechtmäßigen Verstande nach zuwider gehandelt hätten. Sie wären auch gar nicht der Meinung, denselben in einige Disputation, Erklärung oder Veränderung in einem oder mehr Puncten, besonders des geistlichen Vorbehalts, vor sich selbst zu ziehen, oder ziehen zu lassen. Sie ließen sich auch wenig irren, wie es billig auch den andern Theil nicht so sehr anfechten sollte, weil

man

man allenthalben zu solchen Disputen Anlaß gebe, was von Aufhebung des Religionsfriedens, ob und wie lange derselbe beständig seyn solle, oder könne, disputirt, gesagt, oder geschrieben würde. Denn sie wüßten sich einmal der ausdrücklichen buchstäblichen Verordnung dieses Friedens zu bescheiden, daß nämlich derselbe, wenn auch keine Vergleichung, wie man deswegen allzeit eine gute Hoffnung gehabt hätte, und noch haben möge, erfolgte, dennoch immerwährend seyn und bleiben solle.„

„Nicht weniger hätten sie auch keinen Gefallen an dem unbescheidenen Ausschreyen, und wollten es auch mit ihrem Wissen nicht zulassen, wenn nur auch sie und ihre Religion hin und wieder auf den Kanzeln des Gegentheils unverläumdet, unausgescholten, und ihre höhere Stände, vornehmlich aber ihr Oberhaupt unverketzert, und als Antichrist unausgeschrien bliebe. Die geistliche Jurisdiction sey zwar in Ansehung der Protestanten und ihrer Kirchen und Religionssachen aufgehoben, nicht aber jener der Katholischen, denen man es nicht verwehren könne, den Pabst als ihr anerkanntes Oberhaupt in gebührendem Respect und Ehren zu halten, und ihm in allem, was zur Einigkeit ihrer Lehre und Verhütung aller Trennung

dienen möge, schuldige Folge zu leisten. Zu solchem Ende und bloß der Aufsicht halben würden die Nuncii bisweilen in das Reich geschickt, damit bey den Katholischen die unzertrennte Einigkeit und die dabey hergebrachten alten Ordnungen in beständigem Wesen erhalten würden; darüber jene Nuncii keine andere Verwaltung im Reich hätten, noch weniger die Katholischen gesonnen wären, ihnen etwas weiter, dem Reich oder einigen dessen Ständen zum Nachtheil, einzuräumen. Es würde ihnen auch mit Unfug beygemessen, daß sie die Zeit und Jahre zu verändern sich unterstünden; denn es habe der Papst allein die Tage der Zahl halber und der Kirchen- und mathematischen Nothdurft nach, mit Wissen des Kaisers und anderer Potentaten, wie es Julius Cäsar gethan, und auch andere Kaiser hätten thun wollen, zurück gezogen, und also die Zeit und Jahre, wie es den Katholischen von ihren Anklägern für ein antichristisches Zeichen wolle ausgedeutet und vorgeworfen werden, ganz und gar nicht verändert."

„Daß auch die Protestanten dafür hielten, daß die Legaten und Nuncien den Kaiser bewegen sollten, keinem geistlichen Stand die Regalien zu leihen, bevor er nicht von dem Papst die Bestätigung

gung seiner Wahl oder Postulation erhalten hätte, daher dann die alten Eide und Statuten in den Stiften und bey den geistlichen Ritterorden von Tag zu Tag so geschärft würden, daß den Augspurgischen Confessions-Verwandten aller Zutritt zu denselben benommen würde, daran irrten sie sich gar sehr. Denn außer dem, daß es ihnen selbst bewußt sey, daß, so lange das Reich gestanden, kein Kaiser einigem geistlichen Stande die Regalien vor der päpstlichen Bestätigung, obgleich mittelst eines Indults die Administration öfters nachgelassen würde, verliehen hätte, so vermöchten doch die zwischen dem deutschen Reich und dem Papst mit Wissen und Willen der Reichsstände von vielen und undenklichen Jahren aufgerichtete Compactata, daß solches anderer Gestalt nicht geschehen solle, darum es auch billig dabey verbleibe. Und weil ohnehin keiner solcher Regalien, die einem geistlichen Stand gebühren, fähig seyn könne, er sey dann geistlich, und habe die Eigenschaften, welche zu einem solchen Stand erfordert werden, darauf dergleichen Regalien fundirt seyen, so hätten die klagenden Augspurgischen Confessions-Verwandten um so weniger sich deshalb zu beschweren. Hierbey würde ferner den katholischen Ständen, Erz- und hohen Stiften ganz ungütlich beygemessen, daß die

Eide

Eide und Statuten in denselben den Augspurgischen Confessions-Verwandten zum Nachtheil geschärft würden; denn es sey bey keinem Erz- oder hohen Stifte, oder auch ritterlichen Orden im Reich zu befinden, daß einiger Eid oder Statut, so viel das Wesentliche belange, seit undenklichen Jahren sey geändert oder geschärft worden. Die Katholischen wüßten sich also dessen ganz unschuldig, und möchten es den andern herzlich gern gönnen, daß sie sich vermöge der uralten Statuten der Stifte qualificirt machten und hielten, und also dieselbe mit ihnen genießen könnten.„

„Ferner würde für unnöthig erachtet, weitläuftig auszuführen, wie und auf was für eine Art die freyen und Reichsstädte kraft des Religionsfriedens in Religionssachen eine Reformation vorzunehmen hätten oder nicht. Man bezöge sich daher bloß auf den ausdrücklichen Buchstaben des Religionsfriedens, und ließe es dabey bewenden. Einmal aber sey wahr, daß die Städte, welche die katholische Religion beständig beybehalten, vermöge des Religionsfriedens nicht schuldig seyen, etwas demselben zuwider laufendes ihren Bürgern oder jemand andern einzuräumen. Vielmehr wären dieselben befugt, diejenigen Bürger, welche

sich

sich damit nicht begnügen lassen wollten, auszuschaffen, und sie von Obrigkeits wegen anzuweisen, ihre Gelegenheit an anderen Orten zu suchen; indem ihnen gleich einer jeden Obrigkeit, keine Maß gegeben werden könne, wenn sie dasjenige thun und vornehmen, was den Rechten und Reichs-Constitutionen gemäß sey.„

„Was die einigen Ständen auf der geistlichen Bank verweigerte Session belange, würden diese Sachen eine Zeit her, und nun wieder zu nicht geringer Beschimpfung des Reiches und aller dessen heilsamen Verordnungen in Religions- und Profan-Sachen, wie auch zum großen Nachtheil der Katholischen allein aus dem Grunde von dem klagenden Theil in Streit gezogen, damit man den wenigen Zeilen, die im Religionsfrieden den geistlichen Ständen zu Gute, oder vielmehr zur Handhabung aller Erz- und Hochstifte enthalten wären, und der geistliche Vorbehalt genannt würden, unter dem Schein der dagegen eingewandten Protestationen oder erlangter Decrete widersprechen, oder sie ganz aus dem Religionsfrieden wegschaffen könnte; da doch den Katholischen von einer Protestation oder Decret nichts bewußt sey, oder doch, wenn es sich auch so verhielte, laut des 28. §. des

Reli-

Religionsfriedens, und darauf von dem Kaiser und allen Reichsständen erfolgter eidlichen Betheurung von keinen Würden und Kräften seyn könnte. Und da sich auch die jetzt klagenden Stände aus den nunmehr vielfältig ergangenen Erklärungen zu bescheiden wüßten, daß die Katholischen von ihrer uralten Form, und vornehmlich von der erst gedachten Verordnung des geistlichen Vorbehalts, kraft dessen kein Stand, der von der katholischen Religion abgetreten, oder derselben nicht verpflichtet sey, ein geistliches Fürstenthum, Prälatur oder Beneficium in Deutschland beherrschen solle, und deswegen auch demselben keine Session im Reich gebühren möge, sich können verdringen lassen, und auch, so viel solche streitige Session berühre, schon vormals im Namen der sämtlichen katholischen Stände die nöthige Ausführung dem Kaiser sey überreicht worden, so wolle man sich der Kürze halben darauf beziehen.„

„Zur Verbesserung des Justiz-Wesens würden auch sie ihrer Seits alles beytragen, damit sich niemand über ungleiches partheyisches Recht beschweren könne. Was aber die Bestellung des Kammerrichters und der Präsidenten Aemter angehe, erinnerten sie sich, daß dieselbe vermöge der

Kammer-

Kammergerichtsordnung dem Kaiser allein gebühre. Mithin komme ihres Dafürhaltens keinem Stande zu, dem Kaiser hierin Ziel und Maß zu geben; noch weniger, wie er seinen Reichshofrath besetzen solle, und durch denselben bisweilen den Partheyen und Sachen zu Gute Commissionen ertheilen, decretiren, oder sonst aus bewegenden Ursachen Processe erkennen, und von andern Orten abfordern lassen wolle, weil er mit dem Kammergericht concurrentem Jurisdictionem habe; zumal da man das gute Vertrauen hege, daß er als ein gerechter Kaiser gegen niemand hohen oder niedern Standes partheyisches Recht verhängen, sondern sich dießfalls, wie vor dem schon mehrmals geschehen, gegen die beschwerenden Stände allergnädigst zu erklären wissen werde.„ 2c. c). Diese Antwort ward den Protestanten von dem Kaiser mitgetheilt, so spät jedoch, daß der Reichstag bald darauf zu Ende gieng, und die Wiederantwort darauf erst auf dem folgenden konnte eingereichet werden.

c) Ap. LEHMANN de pace Rel. 2 B. cap. LXV. seq.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung des Türkenkriegs. Raab geht verlohren, Stuhlweissenburg wird erobert. Reichstag zu Regenspurg.

Sonst war das Jahr (1594) eben nicht das glücklichste für die Kaiserlichen. In Kroatien machten sie zwar einige Progressen, und eroberten Petrina, Chrastowitz und Sara. Hingegen nahm Sinan Bassa, der sich jetzt an der Spitze eines Heeres von hundert fünfzig tausend Mann befand, Totis weg, und belagerte die für Ungarn und die deutschen Erblande damals ungemein wichtige Festung Raab. Die Besatzung wehrte sich unter dem Commando des Grafen von Hardeck sehr tapfer; allein da der Erzherzog Mathias als Befehlshaber über die kaiserliche Armee, viel zu schwach sich befand, einen Entsaz mit Nachdruck zu wagen, ja zulezt noch dazu von den Türken in seinem Lager überfallen, und mit Zurücklassung seines Gepäckes und einem Verlust von zwey tausend Mann zur Flucht gezwungen ward, ergab sie sich endlich. Der unglückliche Graf Hardeck hatte sich zur Vorsorge

eine

eine Urkunde von seinen vornehmsten Officieren unterschreiben lassen, daß es unmöglich gewesen, sich länger zu vertheidigen. Dessen ungeachtet ward er von dem über ihn gehaltenen Kriegsrecht für schuldig erkannt, und zur Strafe zu Wien öffentlich enthauptet. Sinan Bassa wollte nun auch Comorrn, durch welches allein Wien von dieser Seite noch gedeckt ward, wegnehmen; gab aber theils wegen verstrichener Jahrszeit und des dadurch veranlaßten Abzuges der Tartaren, theils wegen Annäherung des christlichen Heeres sein Vorhaben wieder auf.

Bald darauf starb der Türkische Kaiser Amurath, dessen Sohn Mohamed nicht nur allein den Krieg gegen den Kaiser fortsetzte, sondern auch in seinem eigenen Hause nach damaligem Türkischen Gebrauche, sogleich Proben seiner Grausamkeit an den Tag legte, indem er zwanzig seiner Brüder stranguliren ließ. Von kaiserlicher Seite ward *) mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Sigmund Bathori, mit welchem auch die Moldauer und Wallachen gemeine Sache machten, ein Bündniß gegen die Türken geschlossen, so daß man Hoffnung

*) 1595, den 28ten Jänner.

Hoffnung hatte, von dieser Seite her ihnen eine wichtige Beschäftigung zu geben, und ihre Kräfte, so viel möglich, zu trennen. Auch Pohlen und Rußland suchte man gegen dieselben aufzubringen.

Der Verlust von Raab machte so starken Eindruck, daß man nun *) von kaiserlicher Seite alle Kräfte aufboth, denselben wieder einiger Massen zu ersetzen. Dem Fürsten Karl von Mansfeld, der in den Niederlanden unter dem berühmten Herzog Alexander von Parma gedienet, und selbst nach dessen Tode das Commando über die Spanischen Truppen eine Zeitlang geführt, ward die oberste Befehlshabersstelle übertragen, der den Feldzug mit der Belagerung der Stadt und Festung Gran **) eröfnete. Alles, was man nach damaligem Brauch kannte, ward zur Bezwingung derselben angewendet; allein da die Türkische Besatzung eine ausserordentlich hartnäckige Gegenwehr leistete, man auch lange Zeit ihr die Communication mit Ofen, die sie zu Wasser unterhielt, nicht abschneiden konnte, verzog sich die Belagerung in die Länge. Da jedoch zuletzt der den Seinigen zu Hülfe eilende Bassa von Ofen gänzlich

*) 1595.

**) Den 22ten Jun.

lich geschlagen, und der Stadt stäts mehr mit Schießen und Stürmen zugesetzt ward, mußte sie sich endlich *) ergeben. Der Fürst von Mansfeld erlebte diese freudige Begebenheit nicht, indem er während der Belagerung tödtlich krank geworden und gestorben. Wissegrad hatte bald darauf das nämliche Schicksal, als Gran. Auch die Siebenbürger hielten sich dieses Jahr ungemein tapfer. Als Sinan Bassa eine Brücke über die Donau schlagen ließ, griffen sie ihn unversehens an, und trieben ihn mit einem Verlust von ungefähr 19000 Mann in die Flucht. Sie eroberten sodann Tergowist und Giurgiewo.

Im Jahre 1596 machte der Türkische Kaiser Mohamed den Feldzug in Person mit, belagerte Erlau, und brachte es endlich dahin, daß die bereits ziemlich geschmolzene Garnison auch wider den Willen ihrer beyden Obersten Terzki und Kinski die Festung übergab. Der Erzherzog Maximilian, der jetzt das Commando der Armee führte, suchte zwar derselben noch bey Zeiten zu Hülfe zu kommen, ward aber durch allerhand Hindernisse, besonders aber das viele Regenwet-

*) Den 23ten August.

ter, davon abgehalten. Und obgleich bey seiner Ankunft in der Gegend von Erlau die Stadt bereits erobert war, griff er dennoch die Türkische Hauptarmee an, brachte sie auch zum Weichen, so daß die Seinigen bereits in das Türkische Lager einfielen, und dort zu plündern anfiengen. Allein eben dieses gereichte ihnen zum Unglück; indem sie auf einmal, da sie es am wenigsten vermutheten, vor des Kaisers Zelt von der dortigen Wache, die ihr Geschütz unter sie abgehen ließ, Widerstand litten, dadurch aber in Unordnung geriethen, und wieder zurück eilten. Da auch zur nämlichen Zeit ein Corps Türken und Tartarn sich demjenigen Theil der Armee, der noch in Schlachtordnung stehen geblieben, in der Flanque zeigte, gerieth dieser ebenfalls in Schrecken, und sah sich nach der Flucht um; wobey das sonderbarste war, daß auch die Türken einen der Flucht ähnlichen Rückzug nahmen, und erst nach einigen Tagen sich getrauten dem Schlachtfelde wieder näher zu kommen, um die dort von den Christen zurück gelassene Beute abzuholen. Im Jahre 1597 eroberte der Erzherzog zwar Papa, mußte aber vor Raab abziehen; da hingegen die Türken sich von Totis und Waizen Meister machten.

Der

Der Verlust von Raab und Erlau, wovon das erstere den Türken den Weg nicht nur allein in ganz Innerösterreich, sondern selbst noch Wien öffnete, das andere aber ihnen ganz Oberungarn und zum Theil Mähren Preis gab, war viel zu empfindlich, als daß man einen Frieden mit ihnen hätte eingehen können, wenn sie auch die Hände dazu gebothen hätten. Allein dieses geschah nicht einmal, und man mußte den Krieg noch länger fortsetzen, es möge kosten, was es wolle. So viel hatte indessen die Erfahrung gelehret, daß den Fortgang der kaiserlichen Waffen nichts mehr gehindert, als weil man immer nach dem Ausgange eines Feldzuges wegen des Geldmangels genöthiget war, den größten Theil der Truppen abzudanken, im Frühjahre aber wieder neue zu werben. Dadurch war allemal der ganze Winter verlohren, der doch, weil die Türken ohnehin alle Kriegsunternehmungen bey dieser Jahrszeit äußerst scheuen, und aus Abgang des Futters für ihre Kamele und Pferde nicht einmal zu denselben gemacht sind, große Vortheile hätte bringen können. Man sah nämlich schon damals ein, wie ersprießlich es wäre, wenn man Türkische Festungen, besonders solche, die wegen des umliegenden Morastes kaum zu einer andern Zeit einen Zugang verstatten, als zur Winterszeit,

terszeit, enge eingeschlossen hielte, und durch das Abschneiden aller Zufuhr zur Uebergabe nöthigte, wie es ein Jahrhundert hernach mit so glücklichem Erfolg geschah.

Eben so sehr mußte in die Augen leuchten, wie unschicklich es sey, Leute, die nur erst sich an die Art, mit dem Feind zu streiten, und das manchem Deutschen noch gefährlichere Klima, wie auch die besondere Landesnahrung sich gewöhnt hatten, nach Hause zu schicken, um auf Gerathewohl nach einer Zeit andere aufzusuchen, die all dieses von vorne anfangen mußten. Wozu endlich eine während dieses Krieges erst entstandene Schwierigkeit kam. Noch vor zwanzig oder dreyßig Jahren waren Reiter und Knechte mit einer unglaublichen Leichtigkeit in Deutschland zu haben. So bald die Trommel gerührt, und der Musterplatz ausgesteckt war, kam man weit mehr in Verlegenheit wegen der Auswahl der Tüchtigsten, und der Art, wie man die übrigen auf gute Manier abweisen sollte, als wegen des Mangels an Leuten.

Allein jetzt fieng die Sache an, allmählig sich zu verändern; es mag nun seyn, daß die wiederholten Züge nach Frankreich und der so lange

dauernde

dauernde Niederländische Krieg, in welchem beyde Theile in einem fort nebst ihren eigenen Truppen sich auch Deutscher Kriegsleute bedienten, sie etwas dünner gemacht, oder daß die Kriege in Ungarn und mit den Türken gehäßiger waren, als die in andern Gegenden, oder daß man kaiserliche Dienste wegen Ungewißheit des Soldes und wenigerer Beute, die sich hoffen ließ, nicht sonderlich liebte. Genug, daß es hart hielt, Söldner für Ungarn aufzubringen, und daß diejenigen, die sich dazu einstellten, anfiengen übermäßige Bedingungen wegen des Soldes zu machen; woran aber auch zum Theil der nach der Entdeckung Amerika's von Zeit zu Zeit mehr steigende Preis der Lebensmittel überhaupt sowohl, als in dem von Jahr zu Jahr durch die Kriegsbedrückungen mehr verödeten Ungarn insonderheit Schuld war.

Von kaiserlicher Seite hatte man bereits bey den Ungarischen, Böhmischen und Oesterreichischen Landesständen alles Mögliche gethan, um sie bey gutem Willen und der Fortsetzung der bisherigen Steuern zu erhalten. Auch hatte man den Ertrag der Kammergüter nicht nur allein großen Theils zum Krieg verwendet, sondern sie selbst auch, um in dringender Noth Geld aufzutreiben, zum Theil

 verkauft,

verkauft, verpfändet und veräußert. Um so eher glaubte man zu einem neuen Reichstag in Deutschland seine Zuflucht nehmen zu dürfen. Der Erzherzog Mathias, welchen der Kaiser an seiner Statt nach Regenspurg, wo er gehalten ward, schickte, mußte in der Proposition *) hauptsächlich die schon angeführten Schwierigkeiten den Reichsständen zu Gemüthe führen, und dadurch zu erhalten suchen, daß ihr Beytrag so ergiebig ausfallen möchte, um die gesammte Armee auch im Winter beysammen halten zu können; wobey sie noch in Berathschlagung ziehen möchten, wie der Reiter und Knechte Bestallungen, die während dieses Krieges auf ein so unerschwingliches Uebermaß gestiegen, und noch täglich gesteigert würden, auf eine billige Weise könnten gemäßiget werden.

Einige protestantische Bothschaften hatten zwar auf das Neue Befehle, vor allem auf die Erledigung ihrer Religions- und anderer Beschwerden zu dringen; wobey der Herzog Friderich von Würtemberg der seinigen besonders mitgab, „man würde eher dazu gelangen, wenn man keine gemeinsame Sache mit den Calvinisten machte, weil doch bekannt sey, was der Religionsfriede und die

Reichs-

*) Den 20ten December 1597.

Reichsabschiede in Ansehung ihrer vermögeten, und daß die Augspurgischen Confessions-Verwandten sowohl als die Katholischen äusserst von ihnen verfolgt würden; wobey sie noch verlangten, daß jene sich unter ihr Chur-Pfälzisches Directorium begeben sollten, welches doch Chur-Sachsen gebührte, weil ihre Religion in den Chur-Sächsischen Ländern den Anfang genommen. Wollten die Calvinisten besondere Versammlungen halten, und ihre eigenen Beschwerden übergeben, so könnte man solches geschehen lassen. d)„

Doch kam nichts anders zu Stande, als daß man auf die noch von dem Reichstag vom Jahre 1594 rückständigen Schriften der Katholischen nun zwey Beantwortungen übergab e); welche, da sie keine andere Folgen haben konnten, als ebenfalls neue schriftliche Repliken von Seiten der Katholischen, und noch größere Erbitterung beyder Theile, jenen nicht sind communicirt worden, so wie auch dasjenige, was die Katholischen in Ansehung des Religionsfriedens eingegeben, den Protestanten aus eben der Ursache vorenthalten ward.

d) Sattler V. T. p. 206.

e) Bey Lehmann 2. Buch. §. LXIX. & LXX.

Der Reichstagsschluß selbst fiel endlich dahin aus, daß auf jedes der drey folgenden Jahre eine gewisse Anzahl Römermonathe an Geld, welches jedoch in Volkshülf zu verwenden sey, bewilliget ward. Der Kaiser sollte nämlich eine gewisse Anzahl tauglicher, in dem Reich gesessener Obersten annehmen, die so viel Kriegsvo k zu Roß und Fuß, als weit sich die bewilligte Summe ungefähr erstrecken werde, in des Kaisers und Reichs Namen werben, und, so weit als das Geld reiche, unterhalten sollen f). Nach der Angabe eines damaligen Geschichtschreibers soll die zugesagte Summe auf das Jahr 1598 fünf und zwanzig Monathe, jeden Monath zu sechs und siebzig tausend achthundert sechs und siebzig Gulden gerechnet, das ist, 1921900 Gulden betragen haben, auf das folgende J. 1599 wieder fünfzehnMonathe zu 1,153140 Gulden, endlich auf das J. 1600 zwanzig Monathe zu 1,577520 Gulden g); dabey restirten aber noch von den vorigen bewilligten Monathen 2,326780 Gulden. Woraus dasjenige deutlich wird, was der Kaiser mit in die Proposition einfließen lassen: „obgleich der Römerzug sich ohnehin nicht mehr so hoch belaufe, als in den vorigen Zeiten, indem viele Anschläge,

f) N. S. der Reichsabschiede dritter Theil, p. 454.
g) SLEIDAN. Cont. P. III. ad a. 1598. p. 992.

schläge, die in der Matrikel sich befänden, gar nicht mehr zu erheben seyn, so habe noch dazu eine gute Anzahl von Ständen, ungeachtet aller Ermahnungen und über sie verhängter fiscalischer Processe, ihre Gebühr entweder gar nicht entrichtet, oder in solchen Münzsorten, wodurch der Kaiser zu großem Schaden gekommen." Es ward demnach wiederholet, was schon mehrmals verordnet worden, daß die Stände, die sich säumig und ungehorsam erzeigen würden, auf Anklag des kaiserlichen Kammerprocurator-Fiscals erklärt werden sollen, in die Pön der Acht oder Privation gefallen zu seyn. Wegen Mäßigung der Bestallungen ward es dem Kaiser überlassen, mit Zuziehung des aufzustellenden Muster-Commissarius und Pfenningmeisters auch einiger Fürsten beyderley Religion sich darüber zu vergleichen. Indessen läßt sich leicht vorher sehen, daß auch durch diese obgleich nicht unansehnliche Bewilligungen die Beybehaltung der ganzen Armee für Winter und Sommer nicht hat können bewirkt werden.

Eilftes Kapitel.

Raab wieder eingenommen. Abtretung von Siebenbürgen an den Kaiser. Einrücken der Spanier in das Clevische und Westphälische. Heurath zwischen Erzherzog Albrecht und der Spanischen Prinzessinn Isabella. Fruchtlose Versuche zum Frieden mit Holland und den Türken.

Aeußerst erfreulich für den Kaiser sowohl, als ganz Deutschland, besonders aber die Oesterreichischen Staaten war die noch *) vor dem Ausgang des Reichstags durch den Adolph von Schwarzenberg glücklich ausgeführte Wegnahme und Wiedereroberung der Hauptfestung Raab. In der Nacht vom 29ten März näherte er sich derselben in der Stille, ließ das äußere Gatter ohne Geräusch öffnen, fand die Zugbrücke zum Glück herab gelassen, weil die Türken eben Proviant von Ofen erwarteten, und sprengte das Thor durch eine Petarde. Da diese ihre ganze Wirkung

*) 1598.

kung that, nahm sogleich jeder von seinen Leuten den ihm angewiesenen Platz und Posten ein. Allein nun erwachten die Türken; und obschon sie nicht Zeit hatten, sich ordentlich zu formiren, und in großen Haufen zusammen zu ziehen, wehrten sie sich dennoch theils einzeln, theils in geringeren Abtheilungen mit einer Art von Wuth und Verzweiflung, die fast allen Glauben übersteigt. Fünf Stunden lang ward auf allen Gassen und Strassen gefochten, ohne daß jemand Quartier verlangte oder bekam, bis endlich die Türken insgesamt niedergehauen und getödtet waren. Bis dreyhundert davon retirirten sich auf die sogenannte Heillingberger Bastey, wo sie sich sammt eben so vielen Christen, die ihnen folgten, durch Anzündung des dortigen Pulvervorraths in die Luft sprengten; worauf sich endlich Ruhe und Friede einstellten.

Durch diese glückliche Begebenheit ermuntert, wollte der von Schwarzenberg das nämliche an Stuhlweissenburg versuchen, ward aber durch die nun verdoppelte Wachsamkeit der Türken daran verhindert. Jedoch gelang es ihm Totis und Palotta wegzunehmen; ja, er faßte sogar Muth, Ofen selbst zu belagern, da indessen die Türkische

Hauptarmee

Hauptarmee sich mit der Belagerung von Groß-wardein beschäftigte, um sich den Weg nach Siebenbürgen zu bahnen. Beyde mußten aber ihr Vorhaben, und zwar aus fast ähnlichen Ursachen aufgeben; weil sie die Minen, durch welche sie die Festungswerke zerstören wollten, nicht geschickt genug anzulegen wußten, und weil die Witterung bereits bey Herannahung des Novembers zu regnerisch war.

Indessen machte der Kaiser eine andere Erwerbung, die überaus wichtig hätte werden können, wenn sie von einigem Bestand gewesen wäre. Wir haben gehört, daß er sich im Jahre 1595 in eine Verbindung mit dem Siebenbürgischen Fürsten Sigmund Bathori eingelassen. Dieser, nachdem er bis daher den Krieg gegen die Türken nicht unglücklich geführt hatte, verfiel nun theils aus Furcht wegen des Zukünftigen, theils vermöge der besondern Beschaffenheit seines mit sich selbst uneinigen Gemüthes gar auf den Gedanken, dem Kaiser Siebenbürgen ganz abzutreten; wogegen ihm die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor in Schlesien, nebst einer jährlichen Pension von 50,000 Thalern sollten eingeräumet werden. Rudolph sah wohl, welche neue Sorgen und Gefahren er sich

dadurch

dadurch aufladen werde, und ließ dem Sigmund auf alle Weise zureden, bey seinem bisherigen Stand auszuharren, wozu er ihm allen möglichen Vorschub leisten werde. Als aber alles nichts verfieng, gab er ihm endlich seine Einwilligung, und die verlangten Fürstenthümer.

Während dieser kriegerischen Auftritte ward in Deutschland die Stadt Achen, weil sie sich den kaiserlichen Befehlen nicht fügen wollte, in die Acht erklärt, und die Vollstreckung davon dem Churfürsten Ernest von Cöln, dem Churfürsten von Trier und dem Herzoge von Cleve aufgetragen. Weit mehr Aufsehen erregte das Einrücken der Spanier von den Niederlanden aus theils in das Clevische, theils in das Westphälische. Man konnte sich anfangs kaum in diese Erscheinung schicken, und die Furcht, besonders der Protestanten, bey denen schon der Name Spanier Grausen und Entsetzen erregte, ward in den dortigen Gegenden allgemein. Wenn auch diese Fremdlinge vorgaben, daß sie nichts als Winterquartiere suchten, so gerieth doch alles in die höchste Bestürzung, besonders da sie nicht nur allein vieles an Proviant, sondern auch große Geldsummen als Brandsteuer eintrieben. So viel sich auch der Kaiser Mühe

gab,

gab, sie zum Rückzug auf eine gute Art zu bewegen, so half doch alles um so weniger, da ihre Befehlshaber kein Geld hatten, sie ordentlich zu bezahlen, und daher diese deutsche Quartiere als ein Mittel gewählt hatten, ihnen indessen Unterhalt zu verschaffen. Auch auf des Kaisers förmliche Mandate, Bedrohungen der Acht, und Avocatorien folgte kein anderer Schluß, als daß die Truppen zwar sollten abgeführt werden, aber erst, wann das Frühjahr ihnen erlaubte, im Feld zu erscheinen.

Zu ihrer Sicherheit hielten mehrere Reichsstände, besonders die beyden Rheinischen und der Westphälische Kreis, eine Versammlung zu Cöln, und, da man zu keinem kräftigen Schluß gelangen konnte, eine andere mit Zuziehung des Fränkischen und Niedersächsischen zu Coblenz, wo endlich bewilliget ward, beyde Theile, denn auch die Holländer hatten sich im Clevischen fest gesetzt, mit Gewalt von dem deutschen Boden zu vertreiben. Da die Spanier, auch nach ihrem Abzuge aus Westphalen, mehrere Städte des Clevischen inne behielten, wobey sie hauptsächlich die Absicht hatten, den Holländern die Handlung auf dem Rhein entweder ganz zu sperren, oder doch zu erschweren,

so ließen die Kreise ihre Truppen 14000 Mann stark nun wirklich unter dem Commando des Grafen Simon von der Lippe *) in das Clevische einrücken, fiengen auch an die von den Spaniern besetzte Stadt Rees zu beschießen; allein in ihrem Lager herrschten allerhand Mißverständnisse, und ward besonders ihr oberster Befehlshaber wenig respectirt; ja, die Commissarien sollen nicht einmal das zur Bezahlung der Truppen bestimmte Geld, welches doch von etlichen Fürsten lange zuvor, gewiß eine seltene Sache, erlegt worden, herbey geschafft haben, so daß die gemeinen Soldaten, als ihre dreymonatliche Dienstzeit anfieng zu Ende zu gehen, öffentlich sich empörten.

Um wenigstens etwas unternehmen zu können, ersuchten ihre Befehlshaber die Holländer um einen Beystand von 4 bis 5000 Mann. Indessen fiel aber der Spanische Hauptmann Ortiz mit 600 Mann zu Fuß und 30 zu Pferd aus der Stadt in das Hessische Quartier, machte zwey Fahnen Knechte, die dort Wache hatten, fast gänzlich nieder, und vernagelten ihre Stücke. Den folgenden Tag versuchten die Spanier das nämliche

*) 1599.

liche auf des Grafen Hohenlohe Quartier, mußten aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Indessen ward doch der Schrecken und der Unwillen des Kriegsvolks so groß, daß die Obersten keinen Rath mehr fanden, als daß sie noch einmal bey dem Grafen Moritz in Holland Hülfe suchten. Allein an eben dem Tag *), als der Abgeordnete dahin abgieng, brach das Volk aus dem Lager in solcher Unordnung auf, daß es sich kaum Zeit nahm das Geschütz fortzuschaffen, und noch dazu viel Munition und Proviant im Stiche ließ. Bald darauf, als sich wirklich des Grafen Moritz Bruder zu Emmerich eingefunden, nahmen dessen ungeachtet die Braunschweigischen Reiter den Heimweg, welchen auch die Hessischen, und nach ihnen die noch übrigen Truppen folgten, so daß der ganze Zug, wie die gleichzeitigen Nachrichten sich ausdrückten, wie der Rauch verschwunden, wegen dessen doch so viele Täge und Rathschläge gehalten, und so große Rüstung veranstaltet worden. Uebrigens verließen bald darauf die Spanier selbst die Stadt Rees, setzten sich aber desto fester zu Rheinbergen, so wie die Holländer zu Emmerich. h)

Da

*) Den 13ten September.

h) KHEVENHILLER und SLEIDAN. Contin. ad a. 1598. und 1599.

Da der Niederländische Krieg die Hauptquelle der vielen Bedrückungen war, welche die angränzenden deutschen Länder auszustehen hatten, wiederholten mehrere Reichsstände ihr schon so oft gethanes Gesuch, daß der Kaiser sich dahin verwenden möge, damit einmal der Friede hergestellet werde. Dießmal schien auch die Gelegenheit günstiger, als jemals. Der so unbeugsame Philipp, bey dem nicht an die geringste Nachgiebigkeit zu denken war, so bald katholische Religion und Ehre mit unter schwebeten, war endlich (1598, 13ten Sept.) mit Tode abgegangen. So gränzenlos auch bey ihm Stolz und Religionseifer waren, so hatte ihn doch zuletzt der Niederländische Krieg und die ganz unerwartete Standhaftigkeit der Holländer ungemein ermüdet. Ohne die vielen Menschen, die Spanien dabey zusetzte, in Anschlag zu bringen, schien es, daß Amerika nur darum sey entdeckt worden, um einige Florentinische und Genuesische Wechsler, denen wegen ihrer Vorschüsse die Schätze, ehe sie noch angelangt waren, ja einiger Massen das Silber, das sich noch in dem Eingewide der Erde befand, versetzt war, zu bereichern, und, was diesen nicht in Händen blieb, auf fremden Boden und in so viele fremde Canäle zerrinnen zu lassen, daß den Spaniern nichts

übrig blieb, als einerseits die Mühe das Gold und Silber aus Amerika zu holen, andererseits die demüthigende Empfindung, den Verlust ihrer eigenen Reputation sich dadurch zu erkaufen. Philipp war daher noch bey seinen Lebszeiten auf einen Gedanken verfallen, wozu ihm bereits sein Vater Karl V. in der für ihn aufgesetzten Instruction den Wink gegeben, und von welchem zu wundern ist, daß ihn nicht Karl selbst auf irgend eine Weise schon in das Werk gesetzt. Aus dieser merkwürdigen Schrift sieht man zwar wohl, daß es ihm wegen der Zukunft geahndet, und daß er einiger Maßen vorgesehen, wie wenig Spanische und Niederländische Köpfe, Charaktere, Denkungsart und Sitten mit einander harmoniren würden, und dennoch war er viel zu sehr für seinen Sohn und eigene Nachkommenschaft eingenommen, um diese seine Lieblingsländer einem andern Prinzen seines Hauses zu gönnen. Auch Philipp würde vielleicht den Schritt nie gethan haben, die Niederlande von Spanien zu trennen, und ihnen einen eigenen Herrn zu geben, wenn ihn nicht die zu große Last, und vielleicht noch mehr das Vorgefühl seines nicht mehr entfernten Todes nebst dem Bewußtseyn der an sich schon sehr eingeschränkten und noch wenig ausgebildeten Talente seines Nach-

folgers

folgers gleichsam dazu genöthiget hätten. Genug, daß er endlich *) seine älteste schon so lange an den Kaiser verlobte Tochter Isabella, weil er doch nicht wußte, wie er mit ihm daran war, an den Erzherzog Albrecht, des Kaisers Bruder, verheurathete, und ihr die Niederlande zur Mitgift ertheilte. i)

Wäre die Ehe mit Kindern gesegnet worden, so hätte vielleicht für die Niederlande nichts erwünschlicher, und selbst auch für beyde Oesterreichische Linien nichts ersprießlicher seyn können. Wenigstens mußte es den erstern schon erfreulich fallen, daß sie versichert seyn konnten, ihre neuen Souverains würden sich alle Mühe geben, um den Frieden wieder herzustellen. Und da man auch auf der andern Seite nicht zweifelte, die Holländer würden sich endlich müde gekriegt haben, und nun vor allem trachten, der Früchte des Friedens und der damit verbundenen so theuer erworbenen Unabhängigkeit zu genießen: so zweifelte man kaum, dieser so hartnäckige und blutige Krieg würde nun bald geendiget werden. Al-

*) 1597.

i) KHEVENHILLER l. c. T. V. p. 1953.

lein so begierig auch die neuen Besitzer der Niederlande nach Frieden waren, so kaltblütig bezeigten sich in Ansehung dessen die Holländer. Es mag nun seyn, daß sie erst noch neue Vortheile besonders in Ost- oder Westindien, als wohin sie nun ihre Gedanken gerichtet, erringen wollten, oder daß ihr Statthalter, welchem der Krieg mehr behagete, als der Friede, unter der Hand die Sache hinderte, wie es auch Prinz Wilhelm von Oranien zu seiner Zeit so meisterlich gethan hatte; so viel ist wenigstens gewiß, daß sie den beyden von dem Kaiser *) an sie abgeordneten Grafen Valentin von Isenburg, und Hermann von Manderscheid, nebst dem Karl Nützel von Sondersbühel nicht einmal Geleitsbriefe ertheilten, und zwar, „weil sie vernommen hätten, daß ihre Commission auf zweyen Puncten beruhe, die Aussöhnung der vereinigten Provinzen mit dem Erzherzog Albrecht als nunmehrigen Besitzer der Niederlande, und die Herausgabe alles dessen, was sie noch von dem Clevischen inne hätten. Wegen des ersteren könnten sie sich in keine Unterhandlungen einlassen, weil sie den Spaniern, von welchen der Erzherzog gänzlich abhienge, nicht trauen dürften;

*) 1599.

ten; in Ansehung des zweyten würden sie sich alsogleich willfährig bezeigen, so bald die Spanier das nämliche thäten." k)

Auch in Ungarn zeigte sich *) Hoffnung zum Frieden, verschwand aber eben so, wie die in den Niederlanden. Die Türken, die selbst Gelegenheit dazu gaben, wollten Erlau, und was sie sonst erobert, abtreten, dagegen aber Gran, und was die Kaiserlichen ihrerseits eingenommen, wieder haben; ein Antrag, der nach den Umständen nicht unvortheilhaft, nach dem Erfolge aber zu urtheilen, wahrer Gewinn gewesen wäre. Allein da den ersten der Commissarien dem Erzbischof von Gran der Besitz seiner Domkirche vielleicht mehr als ein halbes Oberungarn werth war, so zerschlug sich die ganze Handlung fruchtlos. In dem dießjährigen Feldzug jedoch betrugen sich beyde Theile gerade so, als wenn sie wenig Lust mehr zur Fortsetzung des Krieges hätten.

In wechselseitigen Streifereyen, wodurch das ohnehin schon ungemein hart mitgenommene flache Land noch mehr verwüstet ward, bestand ihre

k) Ap. KHEVENHILLER l. c. p. 2167.

*) 1599.

ganze Verrichtung. Im folgenden Jahr *) griffen es jedoch die Türken etwas ernstlicher an, indem sie bey den wieder eröffneten Friedenshandlungen nicht nur allein von keiner Rückgabe irgend eines Platzes hören wollten, sondern auch Canischa belagerten, und theils wegen Abgang des Entsatzes, theils des gehörigen Widerstandes eroberten; ein neuer Schrecken für die gesammten Innerösterreichischen Lande. Hingegen hatten die Kaiserlichen mit ihrer eigenen aus Wallonen bestehenden rebellischen Besatzung von Papa zu kämpfen, welche, weil sie ihren Sold nicht richtig erhielt, die Festung den Türken gegen eine gewisse Summe übergeben wollte. Da man bey Zeiten Nachricht davon bekam, ward ihnen zwar die Festung mit Gewalt abgedrungen, jedoch mußte der tapfere Adolph von Schwarzenberg diese Wiedereroberung mit seinem Leben bezahlen.

Um Canischa wieder einzunehmen, und die Türken von seinen Gränzen abzuhalten, both Erzherzog Ferdinand von Steyermark **) sein Aeußerstes auf. Da er dabey nicht nur allein von dem Kaiser, sondern auch von dem Großherzog von

Florenz

*) 1600.

**) 1601.

Florenz und dem Herzog von Mantua unterstützt ward, und noch dazu von dem Papste wegen seines bisherigen Eifers für die katholische Religion 12000 Mann Hülfstruppen erhielt, so machte man sich zwar gute Hoffnung; allein umsonst, da die Belagerung fruchtlos ablief. Jedoch bemächtigte sich der jetzige Befehlshaber der kaiserlichen Hauptarmee, der Herzog von Mercoeur, der Stadt und Festung Stuhlweissenburg, welche aber auch das folgende Jahr *) nach einer hartnäckigen Gegenwehre von drey Monaten wieder an die Türken übergieng. Wogegen man zwar von kaiserlicher Seite Pest wegnahm, allein die bereits so oft und mit so großem Verlust unternommene Belagerung von Ofen auch dießmal wieder aufgeben mußte.

*) 1602.

Zwölftes Kapitel.

Bewegungen unter den Protestanten. Speyrischer Deputations-Tag. Hemmung der Revisionen am Kammergericht wegen der vier Klostersachen.

Je wahrscheinlicher es war, daß bey zu Ende gehender Bewilligung der Reichs-Contribution ein neuer Reichstag werde berufen werden, desto größere Mühe gab sich Chur-Pfalz, die protestantischen Fürsten unter einander näher zu verbinden, wovon der Zweck seyn sollte, die Abhelfung ihrer Beschwerden einmüthig und mit Nachdruck zu betreiben. Ungeachtet alles bereits herrschenden Mißtrauens, hatte doch theils der persönlich phlegmatische Charakter mancher Fürsten, theils das aufrichtige Verlangen nach Ruhe und Frieden anderer, ja selbst die von außen und innen bedrängten Umstände des kaiserlichen Hofes überhaupt eine solche Stimmung der Gemüther in dem Reich hervor gebracht, daß noch lange nicht an gewaltthätige Ausbrüche wäre zu denken gewesen. Hingegen

gegen schienen alle Bemühungen des Pfälzer Hofes dahin angelegt zu seyn, dieselben unmittelbar herbey führen zu wollen.

Ich sage des Pfälzer Hofes oder Ministeriums, indem die drey Frideriche, der Dritte, Vierte und Fünfte, unter welchen diese Auftritte sich ereigneten, für ihre Personen keine solchen Genies waren, die durch das Gefühl höherer Kräfte, oder solche Patrioten, die durch außerordentliche Vaterlandsliebe, oder dergleichen Politiker, die durch einen besondern Drang von Ehrgeitz oder Hoffnung, im Trüben zu fischen, sich zu einer mehr als gewöhnlichen Thätigkeit hätten verleiten lassen. Indessen hatten ihre calvinisch-Französischen Lehrmeister ihren Religions- und National-Haß gegen Katholicismus und Oesterreich einem Boden anvertrauet, der, wo nicht alle Früchte, die sie wünschten, doch auch keine unbedeutenden hervorbrachte, besonders da die Wachsamkeit und Pflege eifriger Minister das übrige ersetzte. Keine Gelegenheit ward versäumt bey persönlichen Zusammenkünften sowohl, als in Privat-Correspondenzen die protestantischen Höfe, besonders die benachbarten, aufmerksam auf alles zu machen, was nicht genau mit ihren vorgefaßten Grundsätzen überein kam,

aus allem Schlüsse von den gefährlichen Absichten des Kaisers und der Katholischen zu ziehn. Die seit 1594 zur Sprache gekommenen Hof-Processe enthielten schon allein den reichhaltigsten Stoff zu Klagen und Beschwerden. Vielleicht erwartete man nicht einmal so viele Theilnehmung, als sich wirklich zeigte; so fleißig ward ihrer bey allen Gelegenheiten gedacht.

Noch einen andern dem vorigen fast parallel laufenden Grund zum Unwillen gab die Contribution zu dem Türkenkrieg, und die bey Gelegenheit derselben angebrachten fiscalischen Klagen an dem Kammergericht gegen die Säumigen. Weil auf dem letzten Reichstag dieselbe nicht hatte können hintertrieben werden, und Pfalz sich nicht allein mit dem Haß des kaiserlichen Hofes, des ganzen katholischen Reichstheils und mehrerer protestantischer Stände beladen wollte, veranlaßte es bald nach Vollendung desselben eine Zusammenkunft solcher Fürsten, auf die es mehr Vertrauen setzte, zu Frankfurt, um dort dasjenige anzubringen, was man sich gescheut hatte, auf dem Reichstag selbst deutlich heraus zu sagen. „Die hohe Nothdurft erfordere, hieß es, die Augen einmal aufzuthun und recht zu betrachten, wie alle Hand-

lungen

lungen selbst zu Unterdrückung der Stände des Reichs angesehen und gemeint seyen.„

„Wenn es die Meinung haben sollte, daß man in einer Sache, die das Reich principaliter nicht angehe, wie der Ungarische Krieg je und allzeit gewesen, und noch sey; dazu man je zuweilen nur freye und gutwillige Hülfen geleistet, auch es nie anders erkannt und verstanden, dergleichen Processe, wie sie jetzt vorgenommen würden, gewärtig seyn solle: wäre leichtlich zu erachten, daß, wenn man es einmal also hingehen und geschehen lasse, es des Nachzugs halben gleiche Meinung gewinnen, und man aus dem nämlichen Grund schuldig seyn werde, der Mehrheit der Stimmen zu folgen, und zu thun, was dieselben wollen, da man dann hiernächst auch der Religion halben eines gleichförmigen und keines andern zu gewarten.„ Unter dem Nachzug ward die auf den letzten Reichstägen getroffene Vorsorge verstanden, daß auf den äußersten Nothfall, wenn die bereits vorhandene Mannschaft gar nicht mehr im Stande seyn sollte, die Türken aufzuhalten, die fünf nächsten Kreise sich mit einer gewissen Hülfe an Geld und Mannschaft bereit halten sollen.

„Die

„Die löbliche Vorfahren der Protestanten hätten sich im J. 1590. 91. und etlichen folgenden widersetzet, und gegen die Türken nichts contribuiren wollen; und auch, da im J. 1582. die Reichsstädte mit zugemutheter Hülfe nicht beyspringen wollen, finde man doch nicht, daß gegen sie einige Processe gebraucht worden.„ Auch diese fiscalischen Processe waren auf den letzten Reichstägen bewilliget, und von Chur-Pfalz und zwar den nämlichen Gesandten, die diesen Vortrag machten, dem Vicekanzler Ludwig Culman, und dem Leonard Schug namentlich unterschrieben worden.

„Man habe zwar gute Wissenschaft, wie säumlich Burgund, Trier, Cöln und andere Katholische in Erlegung der Contributionen bisher gewesen, und ohne Zweifel auch noch jetzt seyen; doch merke man nicht, daß dergleichen geschwinde Processe auch wider dieselben getrieben worden; daher stark zu vermuthen sey, daß ein anderes dadurch gesucht werde, nämlich die Protestanten auszusaugen und zu unterdrücken.„ Daß aus Burgund selbst und den Niederlanden kein Geld zum Krieg gegen die Türken hergeschossen ward, ist um so wahrscheinlicher, da man desselben zu

Hause

Hause selbst wegen des noch fortdauernden Kriegs mit Holland nur zu sehr benöthigt war. Allein ganz sicher und gewiß kamen sehr ansehnliche Summen aus Spanien und Italien. Wegen Trier und Cöln ist es nicht wahrscheinlich genug, daß sie ihren Theil an der bewilligten Summe nicht erleget.

„Die Zeit gebe auch etwas Unrechts zu argwohnen Ursache, daß eben diese Dinge am heftigsten getrieben und fürgenommen worden, da das Spanische Kriegsvolk im Anzug gewesen, auch noch stark im Feld sey; wie auch die Achische Execution zur selben Zeit gesparet worden. Man habe noch dazu gute Nachricht, daß des Wallonischen nach Ungarn geführten Kriegsvolkes Bestallungen dahin gerichtet, sich auch wider andere des Kaisers und Reichs Rebellen gebrauchen zu lassen Man habe sich daher wohl fürzusehen, daß man nicht etwa unversehener Dinge übereilt werde, und darum sich desto weniger trennen zu lassen.“

„Item wenn die Majora gelten sollten, sey zu erachten, was auf dem künftigen Deputations-Tag zu Speyer daraus werde erfolgen, da bewußt,

wußt, daß die Anzahl der papistischen der evangelischen Stände Parthey weit und fast noch um das halbe Theil übertreffen, welche sowohl dieß Orts, als auf künftigen Reichs- und Kreistägen nur tapfer einwilligen, und dasjenige, so in ihren Kram dienen mag, zu schließen unterstehen würden, denen alsdann die andern alle nolentes volentes folgen müßten. Dadurch aber würden die Stände der Augspurgischen Confession gar erschöpft, an Geld, Volk und dem ganzen nervo, dessen sie sich zu ihrer eigenen Sicherheit sonsten zu behelfen und zu gebrauchen hätten.„

Hier sehen wir nun auch den ersten Samen jenes so weit aussehenden Zwistes, in wie weit die Mehrheit der Stimmen, besonders in Betreff der Contribution, verbindlich sey. Weil die Sache noch zu auffallend, und den bisherigen allgemein angenommenen Grundsätzen zuwiderlaufend war, so suchte man die Anwesenden einstweilen vorhinein durch Gründe vorzubereiten, warum diese Mehrheit nicht in allen Fällen verbindlich seyn könne. Hauptsächlich berief man sich auf Beyspiele von den Zeiten Karls V., wo sich ihre Vorfahren, ungeachtet derselben, wenigstens so lange zu keiner Türkenhülfe verpflichtet gehalten, bis sie diejenigen

Erklärungen

Erklärungen von dem Kaiser bekommen, die sie zu ihrer Sicherheit nöthig zu haben geglaubt. Der jetzige Fall mochte zwar für ganz verschieden gehalten werden, indem die letzte Bewilligung nicht allein durch die Mehrheit der Stimmen, sondern einmüthig, und so gar von Chur-Pfalz und allen Anwesenden geschehen; nur daß einige anstatt der 60 Monathe sich nur auf 40 haben verstehen wollen. Dessen ungeachtet ermahnte man von Pfälzischer Seite die übrigen Fürsten, „mit demjenigen, was noch nicht erleget sey, zurück zu halten, und nichts weiter zu bezahlen; indem sich wohl noch Beweggründe würden finden lassen, ein solches Betragen zu rechtfertigen. Besonders könne man sich damit aufhalten, diese Türkensteuer sey nicht schlechthin, sondern unter gewissen Bedingungen und Zusätzen eingegangen worden; daß nämlich der Justiz ihr stracker Lauf gelassen, und die Städte des Reichs bey gleichem Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werden sollen; auch daß der Kaiser das Volk, das er in Ungarn zu gebrauchen gedenke, nicht gemustert, und in vollen Haufen, sondern nur rottenweise dahin abführe. Wie nun eines oder das andere gehalten werde, sehe man aus der

Achischen Sache, und der Partheylichkeit, die bey den Durchzügen beobachtet worden.„

So weit aussehend alles dieses an sich schon war, so hatte doch Chur-Pfalz noch einen andern Punct auf dem Herzen, zu welchem alles bisherige nur den Weg bahnen sollte; nämlich eine so genannte vertrauliche und nähere Zusammensetzung der protestantischen Fürsten, wozu bereits 1594. auf einer Zusammenkunft zu Heilbronn der Antrag war gemacht worden. Jedoch sollten die Gesandten auf der jetzigen zu Frankfurt nur mit den Vertrautesten darüber reden, „ob es bey der damals entworfenen Notel zu lassen, oder ob und was daran zu verbessern seyn möchte, und ob man sie auch andern und wem communiciren solle. Mit denjenigen wenigstens, die sich zum Werk verstehen wollten, wäre nun ein Anfang zu machen; wonach Hoffnung seyn werde, mit der Zeit andere mehr dazu zu bringen und zu vermögen.„ Man sieht hieraus, mit welcher Behutsamkeit auch diejenigen anfangs diese in der Folge für Deutschland theils so wichtig, theils so gefährlich gewordene Sache betrieben, denen so viel daran gelegen war, sie zur Reife zu bringen.

Diesem

Diesem Frankfurter Convent wohnten durch ihre Gesandten bey: Chur-Pfalz, Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, Johann von Veldenz, Markgraf Georg Friderich zu Brandenburg, Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig, Landgraf Moritz von Hessen, Markgraf Ernst zu Baden, Fürst Johann Georg von Anhalt, und Johann der Aeltere Graf von Nassau. In der Hauptsache und besonders, was die vertrauliche engere Zusammensetzung betrifft, wovon der Zweck war, wie sie sich ausdrücken, gegen das je länger je mehr zunehmende und fürbrechende Papstthum zu Handhabung des Religions- und Landfriedens für einen Mann zu stehen, und bey einander zu halten, stimmten sie insgesammt überein; Pfalz Neuburg ausgenommen, wovon wir die Ursache noch hören werden. Auch ließen sie sich die Zurückhaltung der zu Regenspurg beschlossenen Türkensteuer gefallen, „indem sie solche zu ihrer eigenen Defension nothwendig gebrauchen müßten.“ Sonst ward eine andere Zusammenkunft verabredet, um sich zu berathschlagen, wie die bereits zu Papier gebrachte Notel der Union, ein Wort, das jetzt das erstemal gebraucht wird, zu verbessern, zu erläutern, und endlich und schließlich zu vollziehen seyn möchte. Friedberg war der Ort, den Pfalz dazu ausersah, wo die neue Zusammenschickung im

Julius 1599. vor sich gieng. Obschon man dießmal glaubte, die Sache zu einem gewissen und vollkommenen Schluß zu bringen, so fanden sich doch neue Hindernisse ein, welche abermaligen Verschub forderten. Doch ward der Vorsatz erneuert, gegen das Papstthum für einen Mann zu stehen, und keine Türkensteuer zu zahlen l).

Indessen rückte der auf dem Reichstag 1598. auf das folgende Jahr nach Speyer ausgeschriebene Deputations-Tag heran, der hauptsächlich die Visitation des Kammergerichts zum Zweck hatte; eine Sache, die um so nöthiger war, da die ordentlichen Visitationen eine Zeit her ins Stecken gerathen. Auch dieser Deputations-Tag war der Wachsamkeit des Pfälzischen und der mit ihm verbundenen Höfe nicht entgangen. Zu Frankfurt 1598. hatten sie in Ansehung desselben beschlossen, ihn zwar zu besuchen; jedoch, wenn etwas den evangelischen Ständen Nachtheiliges sollte unternommen werden, zu widersprechen, und davon zu ziehen.

Auf der darauf folgenden Zusammenkunft *) zu Friedberg ward noch dazu gesetzt, weil Burgund und

l) Der unirten Protestanten Archiv Append. p. 10- 47.

*) 1599.

und Costnitz sich feindlich bezeigten, indem die Spanier eben damals die schon angeführte Einquartierung in dem Westphälischen vorgenommen, der Cardinal-Bischof von Costnitz aber, Andreas von Oesterreich, zur Zeit Statthalter der Spanischen Niederlande war, sich mit ihnen auf dem Deputations-Tag in keine Handlung einzulassen, wenn sie den Grund und Boden des Reichs nicht räumten, den zugefügten Schaden, auch die verursachten Kriegskosten nicht ersetzten, das Commerz nicht frey ließen, und wegen des künftigen Gewähr leisteten. Der Schluß auf einer neuen Versammlung *) zu Frankfurt lief fast auf eben das hinaus; nur daß man sie, im Fall diese Dinge nicht zu erhalten wären, nicht anders als unter einer Protestation zulassen wolle. Indessen war dieß bey weitem die Hauptschwierigkeit nicht, die sich auf dem Deputations-Tag selbst hervor that. Derselbe hatte vielmehr
1600. seinen guten Fortgang, und brachte einen merkwürdigen Abschied in Ansehung der Justiz-Verbesserung zu Stande. Als es aber zu den dabey gewöhnlichen Revisionen kam, brach ein neues Feuer aus, das nicht wenig beytrug, das bisherige Mißtrauen fast auf das höchste steigen zu machen.

*) 1600, den 4ten Februar.

Unter den abgeurtheilten Sachen, deren Revision verlangt ward, befanden sich auch vier, welche Klöster angiengen, die erst nach dem Passauer Vertrag von Protestanten waren eingezogen worden, das Carmeliter Kloster zu Hirschhorn von den Herren von Hirschhorn, das Kloster von St. Magdalena zu Straßburg von der dortigen Stadt, die Carthause Christgarten von dem Grafen von Oettingen, und das Kloster zu Frauenalb von dem Markgrafen von Baden. Das Kammergericht, selbst auch die protestantischen Beysitzer mit eingeschlossen, hatte für die Klöster gesprochen, so daß es sehr wahrscheinlich war, auch die Revision würde ihnen zu Gunsten ausfallen; besonders, wenn die Anzahl der dazu deputirten Katholischen jene der Protestanten übersteigen sollte. Man verlangte daher vor allem, daß in dieser als einer Religionssache die Glieder von beyden Theilen gleich seyn müßten. Nur Pfalz ließ es nicht dabey bewenden, sondern suchte alle übrige Protestanten zu überzeugen, daß sie darin gar keiner Revision Platz lassen könnten, wenn sie nicht der größten Gefahr sich aussetzen wollten. „Hinter derselben, heißt es in einem Schreiben an den Herzog von Würtemberg, sey etwas mehr verborgen; und nur deswegen würde von den Geistlichen so steif und eifrig auf die Revi-

sionen

sionen gedrungen, damit sie kraft der dadurch erlangten Präjudicien einen gebahnten Weg bekommen möchten, alle ihnen entzogene Stifte, Klöster und geistliche Gefälle ohne sondere Mühe wieder an sich zu ziehen. Was aber dadurch allen evangelischen Ständen für unwiederbringlichen Schaden und unerträgliche Last zu gewarten, wolle sich größer befinden, als gesagt, geschrieben, und gedacht werden möge, indem es wohl manchen Ständen etwan mehr als um etlich Millionen Gold zu thun seyn möcht, die sie nicht allein an geistlichen Gütern wieder geben, sodann auch aus ihren Erbgütern, Land und Leuten wegen nun über die 40 Jahr aufgehabener Nutzung sammt den Gerichtskosten, Schäden rc. würden erstatten müssen."

"Die Erledigung dieser vier Sachen müsse nothwendig aus dem Religionsfrieden genommen werden, und daher eine Erklärung erfolgen, wie es in Fällen zu halten, wann von einem oder dem andern Stand in seinen Landen reformirt, und Stifte, Klöster und andere Gefälle nach dem Passauischen Vertrage eingezogen worden, ob solches rechtsbeständig oder nicht sey. Es müsse einem daher fremd vorkommen, daß von dem Kammergericht dergleichen Sachen angenommen, und eine

Entscheidung darin gegeben worden, da doch die Erklärung des Religionsfriedens ihm, ja auch dem Kaiser selbst niemals von den Ständen eingeräumt, oder verstattet werden wollen." m)

Diese Gründe brachten die gehoffte Wirkung hervor, indem nun von protestantischer Seite der Entschluß gefaßt ward, keine Revision, was die vier Klöster angehe, zu gestatten. Dagegen wollten aber die Katholischen nicht in die Revision der übrigen Sachen willigen; „indem aus dem Betragen der Protestanten deutlich folgte, daß sie sich für befugt hielten, alle geistliche Güter ohne Unterschied an sich zu ziehen, dafür aber niemand Rede und Antwort geben zu dürfen. Diese Grundsätze könnten zu nichts als dem äußersten Untergang aller noch übrigen katholischen Stifte und Klöster führen. Das Kammergericht wolle man nicht anerkennen; und von einem Reichstag zeige sich nicht die entfernteste Hoffnung, daß eine einhellige Erklärung der streitig gemachten Stelle des Friedens erfolgen werde oder könne; dadurch sey also den Protestanten die Thüre geöffnet, alles an sich zu ziehen, so weit ihre Kräfte und Gewalt reicheten. Auf dem Reichstag,

m) Der unirten Protestanten Archiv in Append. p. 67. seq.

tag, wo die Deputation beschlossen worden, hätte man nicht den geringsten Unterschied zwischen diesen und andern Sachen gemacht; die Partheyen hätten sich ohne Widerrede bey dem Kammergericht eingelassen; selbst von den protestantischen Assessoren wäre das Recht den Katholischen zuerkannt worden, ja die Revision wäre nicht von den letztern, sondern den protestantischen Partheyen gesucht worden, nur mit dem einzigen Vorbehalt gleicher Stimmen. Wenn die Protestanten nach Belieben Sachen von der Revision ausschließen wollten, besonders solche, bey denen die Katholischen vorzüglich interessirt seyen, so müßten sie ihrerseits lieber das ganze Justiz-Wesen in Verfall gerathen lassen, als sich einem so partheyischen Verfahren aussetzen." Beyde Theile blieben so fest auf ihren Gesinnungen, daß von nun an wirklich alle Revisionen gehemmt blieben.

Dreyzehntes Kapitel.

Unterhandlungen wegen Siebenbürgen. Botschkaischer Aufstand. Des Kaisers Verhalten dabey. Verbindung der Erzherzoge seiner Brüder und Verwandten gegen ihn.

Der aufs neue *) nach Regenspurg ausgeschriebene Reichstag bewilligte zwar ungeachtet deren Gesinnungen, die Chur-Pfalz mehreren Fürsten beyzubringen gesucht, ja auch der starken Dispute, die wegen der vier Klostersachen und der davon abhangenden Revisionen vorfielen, wieder 86, oder, wie andere Nachrichten geben, 80 Monathe auf vier Jahre; man merkte aber den folgenden Feldzügen nur zu sehr die Entkräftung, zum Glück jedoch auch von Seiten der Türken an; dabey waren doch diese dreist genug in ihren neueren 1603, gethanen Vorschlägen zu fordern, der Kaiser solle den Tribut zahlen, wie ehemals geschehen, und alles Eroberte, sammt Siebenbürgen ihnen wieder einräumen. Kaiser

*) 1603.

Kaiser Rudolph hatte nicht gesäumt, so bald Sigmund Bathori ihm diese Provinz förmlich abgetreten, durch seine Commissarien den Stephan Szuhai Bischof von Waizen, und den Nicolaus Isthuanfi sie in Besitz nehmen zu lassen; und da Sigmund auch seine Ansprüche auf die Wallachey dem Kaiser überlassen, sollten sie sich alle Mühe geben, den Waiwoden Michael nebst den Vornehmsten des Landes dahin zu vermögen, daß sie ihre alte Vereinigung mit dem Königreich Ungarn erneuerten, und des Kaisers Oberherrschaft erkennten. Nebst der Erwerbung einer so wichtigen Provinz hielt man es für das tauglichste Mittel, die Siebenbürger selbst im Zaume zu halten, wenn man so gleich von dieser Seite her bey jeder entstehenden Unruhe ihnen auf den Leib gehen könnte.

Des Kaisers Wünsche zu erfüllen, begaben sich die Commissarien nach Tergowist, und brachten zwischen ihm und dem Waiwoden folgende Vergleichs-Puncte *) zu Stande: „Michael und seine Erben sollten, nachdem sie dem König von Ungarn den Eid der Treue geleistet, die Waiwodschaft erblich inne haben; zum Zeichen ihrer Unter-

*) Den 9ten Jun. 1598.

Unterwürfigkeit sollten sie alle Jahre Geschenke entrichten; wenn sein Mannsstamm erlösche, sollte es zwar den Wallachen frey stehen, einen Waiwoden zu wählen, der aber von dem König von Ungarn seine Bestätigung suchen müsse; zu Kriegszeiten sollte dieser dem Waiwoden jährlich auf 5000 Mann Sold reichen; endlich den Wallachen die Uebung ihrer Religion nach Vorschrift der Griechischen Kirche ganz ungekränkt bleiben."

Nichts hätte für die Krone Ungarn vortheilhafter ausfallen können, als die Wirkungen dieses Vertrags, wenn nicht die Siebenbürger und selbst auch Sigmund durch ihre Unbeständigkeit dieselben so gleich gehemmt hätten. Jene wünschten sich ihren Landesfürsten zurück, ehe noch der Kaiser in ihrer inneren Landesverwaltung etwas angeordnet; und Sigmund hatte seine That schon bereuet, ehe er noch angefangen, das Angenehme so wohl, als das Mißfällige des Privat-Lebens zu verkosten. Nicht so bald bekam er von den Gesinnungen seiner Landsleuten Nachricht, als er sich von Oppeln heimlich auf den Weg machte, und nach Clausenburg eilte, unter dem Vorwand, man habe ihm dasjenige nicht gehalten, was ihm zugesaget worden, indem er die auf seine Pension

aus-

ausgestellten Wechsel nicht habe können bezahlt bekommen, und ohne Geld es ihm unmöglich gewesen zu Oppeln zu leben.

Aus Widerwillen gegen den Kaiser, und zum Theil aus Furcht wollte er sich nun gar den Türken, welche er so sehr gegen sich gereizt hatte, in die Arme werfen; und da ihm diese nicht trauten, suchte er des Kaisers Freundschaft wieder, welche ihm auch, obgleich mit harter Mühe, zugesagt ward. Allein die Gesandten hatten die Nachricht davon nicht einmal nach Hause gebracht, als er schon wieder sein Fürstenthum und zwar dießmal seinem Bruder dem Cardinal Andreas Bathori, bisherigen Bischof von Ermeland in Pohlen *), aufgegeben, mit dem Vorsatz, in Pohlen mit einer jährlichen Pension von 24000 Ducaten sein Leben in Ruhe zuzubringen; ein Tausch, wobey niemand mehr verlohr, als sein unglücklicher Bruder, der von dem Kaiser nicht anerkannt, von dem ebenfalls nach der Herrschaft in Siebenbürgen strebenden Wallachischen Waiwoden Michael geschlagen, und auf der Flucht von den Zecklern ist getödtet worden. Als hierauf der von seinem Anhang

*) 1599.

Anhang auf das neue zurück berufene Sigmund endlich nach einem unglücklichen Treffen mit dem kaiserlichen General Georg Basta *) auf Siebenbürgen für immer Verzicht that, hätte endlich einmal die für Ungarn besonders in den damaligen Umständen äußerst ersprießliche beständige Wiedervereinigung von Siebenbürgen können zu Stande gebracht werden, wenn Basta, ein so guter Feldherr er war, auch die Gemüther zu gewinnen gewußt hätte. Da er aber die Bewohner des Landes theils zu willkührig, theils zu verächtlich behandelte, und sie noch dazu durch starke Geldforderungen und Erpressungen gegen sich aufbrachte, gieng zuletzt alles wieder verlohren; ja, man ward eben von dem Lande aus, von welchem man auf Unterstützung gezählt hatte, mit der größten Gefahr bedroht, besonders nachdem in Ungarn der große unter dem Namen des Botschkaischen bekannte Aufstand erfolgt ist.

Lange schon waren die Gemüther schwierig, weil Kaiser Rudolph sich bey keinem Landtag sehen ließ, seiner Gewohnheit nach über die an ihn gebrachten Beschwerden und Anfragen entweder gar

*) 1602.

gar keine Entschließungen ertheilte, oder so spät, daß sie indessen durch Veränderung der Umstände unnütz geworden, daß er endlich die vornehmsten Reichsämter, Bisthümer und andere Stellen lange Zeit nicht besetzte, und überhaupt auf dasjenige, was zur Vertheidigung des Königreichs, und zu dessen innerem Wohlstande erforderlich war, viel zu wenig Bedacht zu nehmen schien. Durch den dazwischen kommenden Krieg mit den Türken hätte das Zutrauen wieder können hergestellt werden, da Ungarn durch die Vermittelung des Kaisers so große Summen von dem Reich, und noch dazu einen so mächtigen Beystand an Geld und Volk von allen übrigen Oesterreichischen Erbländern erhielt; allein aus eben demselben wuchsen neue Anlässe zum Mißvergnügen empor. Von Seite Ungarns beschwerte man sich äußerst über die Ausschweifungen der ausländischen Truppen, ihre eigenmächtigen Einquartierungen und gewaltthätige Wegnahme der Lebensmitteln oder alles dessen, was ihnen anständig war; ja so gar, daß die Obristen in bürgerlichen Dingen, oder, wenn von Untreue gegen den König und das Land die Frage sey, den Richter zu machen, und selbst Edelleute mit Arrest zu belegen, oder gar von ihren Gütern zu vertreiben sich unterstünden.

Dagegen

Dagegen klagten aber auch die Befehlshaber der Truppen, daß ihnen nie dasjenige, was auf den Landtägen fest gesetzt worden, an Geld, Leuten, Proviant und Vorspann richtig geleistet werde, wodurch sie in die Nothwendigkeit kämen, sich dasselbe, so gut sie immer könnten, zu verschaffen; die späte Eröfnung der Feldzüge, das Misvergnügen, und der fast ohne Unterlaß zu besorgende Aufstand der Truppen und die Vereitelung der wichtigsten Unternehmungen rührten meistens daher, besonders da auch derjenige Theil des Soldes, den sie von dem Kaiser selbst zu erheben hätten, selten richtig eintreffe.

Hierzu kam noch, daß auch die Religion mit eingemischt war. Nachdem Erlau von den Türken erobert worden, wendete sich der Bischof mit seinem Capitel nach Caschau; und allda entweder zu unvermögend, oder nicht geneigt sich selbst eine Domkirche zu bauen, bemächtigte er sich, durch den Commendanten Belgiojoso und Befehle von Hof unterstützt, der Hauptkirche, welche die Reformirten bis daher inne gehabt. Wenn man schon lange über Unterdrückung der National-Freyheit geklagt, so entstand jetzt ein noch größeres Geschrey wegen jener der Religion. Zum Ueberfluß

wurden

wurden auch der Stadt Caschau bis acht und zwanzig Dorfschaften abgenommen, und zur Unterhaltung des Militairs bestimmt, welche sie ebenfalls lange Zeit ruhig besessen hatte. Und gerade zu einer solchen Unzeit machte noch der königliche Fiscus eine Menge von Ansprüchen auf Güter rege, welche in den vorher gehenden verworrenen Zeiten mehrere Magnaten auf eine oder die andere Weise an sich gezogen hatten; so wie auch die dem Grafen Illeshasi zuständigen Ortschaften Bazin und St. Jörgen zu königlichen Freystädten erklärt wurden, welchem vollends, als er sich in einer öffentlichen Schrift in etwas starken Ausdrücken darüber beschwert, ein Proceß als einem Verletzer der Majestät gemacht ward, dem zu entgehen er sich nach Pohlen flüchtete.

Niemand war mißvergnügter über diese Vorgänge, als Stephan Botschkai, einer von den angesehensten Oberungarischen Edelleuten; es mag nun seyn, daß Ehrgeiz, oder Vaterlandsliebe, oder persönliche Beleidigung auf ihn am meisten gewirkt; wenigstens beklagte er sich mehrmals, daß, als er in Ungarischen sowohl, als Siebenbürgischen Angelegenheiten sich nach Prag begeben, man nicht nur allein indessen seine Güter

geplündert, sondern er auch daselbst so übel behandelt worden, daß er von dem Kaiser gar nicht, von den Ministern nur selten, und von einigen ebenfalls gar nicht vorgelassen worden, bey welcher Gelegenheit es ihm manchmal geschehen, daß, indem er einige Stunden in den Vorzimmern aufwarten müssen, ihn die Pagen bey ihrem Ballenspiel an den Kopf geworfen n). Nicht nur die mißvergnügten Siebenbürger suchte er nach seiner Rückkehr in ihren Gesinnungen zu steifen, sondern auch den Mächtigern aus dem Oberungarischen Adel gleiche beyzubringen, und fand auch bald Eingang; insonderheit bey dem Valentin Hommonai, Paul Niari, Nicolaus Dersfi, Franz Magorsi und Georg von Szets. Die Türkischen Bassen von Belgrad, Temeswar und Ofen vernahmen ohnehin sein Vorhaben mit Entzücken, und sagten alle mögliche Unterstützung zu.

Bald trat er nun mit öffentlichen Manifesten hervor, in denen er *) die ganze Nation zu Beschützung ihrer Freyheit und Religion auffoderte. Und

n) KHEVENHILLER Annal. Ferdinand. T. V. VI. ad an. 1604. p. 2844.

*) 1604.

Und unglaublich war es, wie, auch in Mitte der Türkengefahr, sein Anhang sich verstärkt. Belgiojoso und selbst auch Basta suchten aller Orten Einhalt zu thun. Allein da theils ihre Ungarischen Truppen zu dem Botschkai übergiengen, theils sich so verhielten, daß man ihnen nicht trauen durfte, und die Deutschen durch die ermüdenden Märsche und Scharmützel stark aufgerieben wurden, konnte Botschkai *) nicht nur allein Besitz von Siebenbürgen nehmen, sondern auch sich von ganz Oberungarn Meister machen; dessen Herrschaft ihm der Türkische Bassa von Ofen durch Ueberreichung einer goldenen Krone, Fahne, eines Scepters und Schwerts im Namen der Pforte bestätigte. Der elende Zustand, in welchen dadurch das Königreich gerathen, übertrift alle Beschreibung. Die Botschkaischen verfolgten und verjagten alles, von welchem sie glaubten, daß es nur von weitem kaiserlich gesinnt sey; und die Kaiserlichen, da sie nicht mehr wußten, wer es mit ihnen halte oder nicht, schonten fast niemand, so wie auch die Türken plünderten und streiften, so weit sie reichen konnten. Doch ist es noch allemal ein Wunder, daß diese die Umstän-

*) 1605.

de nicht noch mehr zu ihrem Vortheil zu benutzen suchten, sondern mit der Eroberung von Gran sich begnügten, welches sie (1604.) nach einer harten Belagerung überwältigten.

Wenige waren, die in solchen Umständen nicht ihre Augen auf den Kaiser richteten, und von dort aus Rath und Hülfe erwarteten; niemand aber sehnlicher, als seine Brüder und Verwandten, da, wenn vollends die mißvergnügten Protestanten in Böhmen und Oesterreich, wie manche davon Mine machten, sich mit dem Botschkai vereinigten, der Untergang ihres Hauses unvermeidlich schien. Da sie sich auch dießmal betrogen fanden, gieng der Kaltsinn, der bisher zwischen ihnen und dem Kaiser geherrschet, in eine Erbitterung über, die fast ein größeres Uebel nach sich hätte ziehen können, als jenes, welchem man entgehen wollte. Den ersten Grund dazu legte das seit langer Zeit sich äußernde seltsame und fast unerklärbare Betragen des Kaisers.

Man hatte sich um so mehr von ihm versprochen, da er nicht nur allein gute Anlagen von Natur hatte, sondern auch einer in seiner Art vortreflichen Erziehung genossen. Doch bemerkte

merkte man ziemlich frühzeitig an ihm einen Abgang jener sorgfältigen Verwendung auf Regierungsgeschäfte, welche seinen Vater und Großvater so sehr zu ihrem Vortheile ausgezeichnet hatte. Manche wollten es einer natürlichen von seinem Temperament herrührenden Unentschlossenheit und Furchtsamkeit, andere einer von seinem Oheim dem König Philipp, an dessen Hofe er eine Zeit lang erzogen worden, angenommenen Staats-Maxime, um durch das sogenannte Temporisiren erst nähere Umstände abzuwarten, andere aber seiner besondern Neigung zur Physik, Astronomie, und Chymie zuschreiben, die sich seiner nach und nach in einem so hohen Grad bemeisterte, daß die Verwendung darauf nicht sowohl als eine bloße Erholungssache, sondern vielmehr als Hauptbeschäftigung konnte angesehen werden; welche um so mehr Anziehendes für ihn hatte, da er zugleich nach der Sitte der Zeiten Astrologie, Alchymie, und weiß nicht was für magische Künste damit verband, und nebst solchen Männern, wie Tycho Brahe, und Keppler, deren Gesellschaft ihm allemal Ehre würde gemacht haben, auch eine Menge von Charlatans und Aventüriers um sich hatte. Zu allem diesem gesellte sich noch ein solches Vergnügen an Kunst-

 werken,

werken, besonders Mahlereyen, Gemmen, Antiken, rc. und endlich auch an Pferden, daß, so sehr er sonst auch das Geld liebte, ihm nichts in diesem Fach zu theuer war.

Sobald man die Folgen davon näher zu bemerken anfieng, fiel der Verdacht auf seinen Liebling Wolfgang Rumpf, als wenn er bey Rudolphen den Geschmack an dergleichen Dingen mit Fleiß unterhielte, um, wie mehr er dadurch von Regierungsgeschäften abgezogen würde, desto mehr unter dessen Namen regieren zu können. Rumpf ward endlich gestürzt; und Rudolph fuhr nicht nur allein fort, Sterne zu beobachten, und alchymische Versuche zu machen, sondern seine Unentschlossenheit in Regierungssachen mehrte sich eben daher, weil er keinen so vertrauten Rath mehr hatte, als Rumpf gewesen.

Was man ihm eben so wenig, besonders von Seiten seiner Verwandten, verzeihen konnte, war sein Verhalten in seinen Heurathsangelegenheiten. Bald nach dem Antritte seiner Regierung war es verabredet worden, daß er König Philipps II. von Spanien älteste Tochter Isabella zur Ehe nehmen sollte; eine Sache, die von äußerster Wichtigkei

tigkeit für ihn und die Seinigen zu seyn schien, theils weil man noch nicht wußte, in wie weit er so wohl als sein Haus bey den damaligen kritischen Umständen in Deutschland und selbst den Oesterreichischen Erblanden die Spanische Unterstützung nöthig haben dürfte, theils weil Philipp keinen männlichen Erben als seinen etwas schwächlichen einzigen Prinzen, den nachmaligen Philipp III. hatte, bey dessen unbeerbtem Abgange, welcher sich leicht ergeben könnte, die ganze Monarchie auf die Prinzessinn fallen sollte. Allein Rudolph verlangte ungeachtet seiner bereits gegebenen Einwilligung, ungeachtet des dringenden Ermahnens seiner Mutter, Brüder und Verwandten, und selbst des zu besorgenden Unwillens König Philipps, Aufschub über Aufschub, und zuletzt erfolgte immer keine Entschliessung. Daß er, der Chymie und Astronomie zu Gefallen, Regierungsgeschäfte vernachläßigen konnte, war nicht schwer zu begreifen; allein warum er sich nicht entschliessen sollte, seine Heurath zu vollziehen, darüber schwieg selbst die Vermuthung. Nur so viel konnte seine Mutter, die unter andern auch aus dieser Ursache sich nach Spanien zu ihrem Bruder begeben hatte, um die Sache vollends zu berichtigen, aus ihm heraus bringen, daß ihn die Um-

stände, in welchen sich das Reich sowohl als seine Erbländer, besonders von Seiten der Religion und der daher zu besorgenden Unruhen, befänden, zu verzagt dazu machten. Der kaiserliche Gesandte am Spanischen Hof, Graf Khevenhüller, mußte ihm hierauf im Namen seiner Mutter antworten: „er solle bedenken, daß er ein Enkel Karls V. und Sohn Maximilians II. sey, denen es an starken Anstößen und Widerwärtigkeiten so wenig gefehlt als ihm, die aber dennoch keine Kleinmüthigkeit verspüren lassen. Karl, nachdem er von dem Churfürsten Moritz von Inspruck weggesprengt worden, habe ungeachtet seiner Leibesschwachheit sich dennoch bald wieder so sehr gestärkt, daß der Feind kein Herz fassen mögen; auch wäre wohl von ihm zu betrachten, daß der Mensch nicht mehr gilt, als er sich selbst ästimirt; und wenn er sich selbst einmal fallen läßt, so sey kein Wunder, wenn er nicht mehr aufstehen könne; daher erfolge, daß ein jeglicher alsdann den Respect gegen ihn verliehre. Ihr müsse es nothwendig zu Herzen gehen, wenn man dergleichen Dinge von ihm als ihrem Sohn und Descendenten vom Erzhaus sagen oder gedenken könne; sie hoffe daher auch, daß er dazu weder Ursach noch Gelegenheit geben werde: wenn auch die Sachen im

Reich sowohl als übrigen seinen Landen nicht so beschaffen seyen, wie es wohl seyn könnte, und er wünschte, so befänden sich dieselbe dennoch nicht in solchen Extremitäten, daß, wenn man nur die rechten Mittel ergreife, und mit wohl bedachtem Rath vollstrecke, man, wo nicht gar, doch wenigstens zum Theil abhelfen könne. So lange man in der Welt lebe, mangle es nie an Ungelegenheiten; Gott gebe aber auch Verstand und Gemüthsstärke, denselben zu widerstreben; da er nun selbst auch damit gesegnet sey, solle er nach dem Beyspiel seiner Vorältern mitwirken, von denen diejenigen, die sich in ihren Widerwärtigkeiten standhaft erzeiget haben, sie überwunden, jene aber, die das Herz verlohren, dermassen gesunken seyen, daß sie die Liebe bey ihren Unterthanen, und die Reputation bey jedermann, und folgends Land und Leut, ja das Leben selbst verlohren.„

„Sollte er wohl ja, wie er sich besorge, von Land und Leut gebracht werden, wer ihn wohl eher wieder dazu helfen, und indessen kaiserlich oder königlich unterhalten könne, als König Philipp, der ehe alles zusetzen, als seine Tochter verlassen werde? Rudolph habe sie nun einmal durch seine

Mutter, und durch seinen Gesandten begehrt, der König habe sie zugesaget, und die Infantinn ihre Einwilligung gutherzig dazu gegeben; wie er es nun vor Gott und der Welt verantworten könne, wenn er seine Mutter spöttlich stecken lassen, dem König seine Willfährigkeit mit Spott und Schand bezahlen, und die Infantinn selbst so wenig achten und respectiren wolle? Nichts könnte leichter sich ergeben, als daß sie der König an einen andern verheurathete, und dadurch die so nahe Hoffnung zur Spanischen Succession in ein anderes Haus übertrüge." o)

Diese einer Tochter Karls V. würdige Gesinnungen, die sie dem Grafen gleichsam in die Feder dictirte, schienen anfangs nicht ganz ohne Frucht zu seyn, indem Rudolph erkläret, daß er ehestens seine letzte Entschließung von sich geben werde. Allein auch diese unterblieb aufs neue, so, daß die Aussage derjenigen, welche behaupten, daß astronomische Träumereyen, und die eben daher fließende Warnung, daß er sich vor seinen nächsten Verwandten, ja gar vor seinem eigenen Sohn hüten solle, ihn in diesem Stücke so unentschlüssig gemacht, ungemein wahrscheinlich wird.

Das

o) Bey KHEVENHILLER T. II. p. 403, ad a. 1585.

Das sonderbarste dabey war, daß, nachdem endlich Philipp, durch das lange Zögern ermüdet, seine Tochter dem Erzherzoge Albrecht zur Ehe gegeben, Rudolph sehr ungehalten darüber ward. Eben so betrug er sich, als der Großherzog von Toscana im J. 1600. seine Prinzessinn Maria an den König Heinrich IV. in Frankreich verheurathete. Rudolph hatte noch nicht förmlich um sie angehalten, sondern war noch in der Berathschlagung begriffen, ob er es nicht thun wolle; und dennoch war er so aufgebracht, daß er durch den Grafen Khevenhüller bey seiner Mutter in Spanien den Antrag dahin machen ließ, man möge dem König an der Heimführung der Prinzessinn einen Eintrag thun, oder Possen reissen p). Wäre Rudolph selbst und bey Zeiten darauf bedacht gewesen, einen seiner Brüder auf eine solche Art zu versorgen, daß er standsmäßig hätte heurathen können, so würde man ihm sein so seltsames Betragen weniger übel genommen haben; allein weder dieses geschah, noch konnte er bewogen werden, bey seinen Lebszeiten dafür zu sorgen, daß etwas wegen der Nachfolge sowohl im Reich als den Königreichen Ungarn und Böhmen fest gesetzt würde;

p) KHEVENHILLER T. V. p. 2222.

würde; eine Sache, die nie für sein Haus wichtiger seyn konnte, als eben damals. Weil er es am allerwenigsten gern sah, wenn seine Brüder ihm davon redeten, so suchte man ihrerseits durch verschiedene Reichsfürsten und selbst durch den Papst, ihn dahin zu bringen. Dieser insonderheit schrieb ihm, als er im J. 1606. Beystand gegen die Türken verlangte, zurück: „er könne ihm keinen ertheilen, wenn er auch wollte, indem seine Schatzkammer ganz erschöpft sey; es könne aber der Christenheit auf eine andere Art geholfen werden, und diese sey vorhanden, von allen Rechtschaffenen gut geheissen, und stehe in seiner eigenen Macht. Dadurch nämlich könne er sich, den Seinigen und der christlichen Welt helfen, wenn er seine Einwilligung zu dem gebe, was seine Vernunft und Frömmigkeit, was die Sache Gottes erheische, daß er nämlich einen aus den Seinigen zum Römischen König vorschlage. Dieses einzig und allein wünschten alle, die es mit der Kirche und seinem Hause gut meinten.„ q) Allein auch solches fruchtete nichts.

Viel-

*) In eum nunc res est adducta locum, ut neque sit, unde accipiamus, neque habeant, quod dent, velint licet, nobis qui suppeditarunt antea. Status is cum sit rerum nostrarum, nihil tamen impedit, quominus

Vielleicht würde aber die Sache nicht zu so großen Weitläuftigkeiten gekommen seyn, wenn nicht Rudolph bey der großen und augenscheinlichen Gefahr, die zu Zeiten des Botschkaischen Aufstandes und des damit verbundenen Türkenkrieges über seinem Hause und seinen Erbländern schwebte, sich so betragen hätte, daß, anstatt er zuvor noch einiger Maßen Mitleiden erregte, man sich nun kaum mehr des Unwillens erwehren konnte. Ohne ernstliche Vorkehrungen zu treffen, um beyden hinlänglich begegnen zu können, oder auch nur eine Möglichkeit dazu vor Augen zu haben, sah man

quominus christianæ juvandæ rei, ut tua M. postulat, ratio ineatur, eaque prompta & parata est, & bonorum omnium probata judicio & in tua sita potestate, in te, tibi & tuis, & christiano orbi facile potes opem ferre, unum id duntaxat si annueris, quod a te tua prudentia & pietas, quod sancta hæc sædes, quod Dei causa efflagitat, ut scilicet per te seligatur ex tuis Romani Successor Imperii, quod optimus quisque hoc tempore expetit. Id unum est, unum id, quod qui christianæ reipublicæ & tuæ inclytæ domui optime volunt consultum æque cupiunt omnes, nosque inprimis, qui in id omnes contendimus nervos nostra non magis certe causa, quam tua &c. &c.

man auch keine Anstalten, um die Sache in der Güte beyzulegen; und was noch schlimmer war, auch auf die best gemeinten Vorschläge seines Bruders Mathias, der sich durch seine thätige Verwendung wahrhaft bey diesen Umständen um Ungarn sowohl als Oesterreich verdient machte, erfolgten keine, oder so späte Entschließungen, daß viele dafür hielten, er müsse bereits mit einer solchen Schwäche des Geistes behaftet seyn, daß er gar nicht mehr zur Regierung tauglich sich befinde, ja sogar einige auf den obgleich nicht wahrscheinlichen Verdacht fielen, als wenn er alles mit Fleiß in die größte Verwirrung wolle gerathen lassen. So viele Mühe man sich gab, ihn zu mehrerer Theilnehmung an den öffentlichen Geschäften zu bewegen, so konnte man kaum noch eine Vollmacht zu einem Vergleich mit dem Botschkai heraus bringen; welche er endlich *) nicht sowohl auf Bitten seines Bruders Mathias, und aller wohlgesinnten Ungarn, als vielmehr derselben heftiges Anhalten r) ausfertigen ließ, so nothwendig auch die Sache jedem andern zu seyn schien.

Nicht

*) 1605, den 28ten May.

r) Ad humiles diversorum fidelium nostrorum ejusdemque Regni Procerum & Magnatum aliorumque preces, vehementemque instantiam.

Nicht minder groß waren aber jetzt auch die dabey sich zeigenden Schwierigkeiten. Botschkai war um so übermüthiger, da der bisherige Erfolg vielleicht seine Erwartung übertroffen. Zuvor kommende Anträge von Seiten des Kaisers konnten ihm noch mehr Stolz einflößen. Allein die Noth, in der man sich befand, ließ keine Wahl der Mittel übrig. Man mußte seine Zuflucht zu Unterhandlungen nehmen, wozu der sich noch in Pohlen aufhaltende Illeshazi das tauglichste Werkzeug schien, weil kein Verdacht einer zu großen Ergebenheit gegen den Kaiser auf ihn fallen konnte, und selbst auch in Religionssachen Botschkai keine Ursache hatte ein Mißtrauen auf ihn als einen Protestanten zu setzen.

Und in der That vergaß Illeshazi, was ihm von Seiten des Kaisers begegnet war, und handelte bloß als Patriot. Vor allem trachtete er durch sein Ansehen es bey dem Botschkai dahin zu bringen, daß in keiner der ihm in die Hände gefallenen Ortschaften Türkische Besatzung aufgenommen würde, welches ihm auch gelang. Nachdem er zu dem übrigen die Gemüther hinlänglich glaubte vorbereitet zu haben, machte er, daß der Erzherzog Mathias durch den Sigismund Forgatsch

dem Botschkai und den Seinigen antragen ließ, daß die Reformirten sowohl als Augspurgischen Confessions-Verwandten freye Religionsübung in Ungarn haben sollten, jedoch ohne Nachtheil der katholischen Religion; daß auf dem nächsten Landtag ein Palatinus gewählt, wie auch die übrigen erledigten Aemter sollten besetzt werden, und daß man endlich auf eben dem Landtag mit Zuziehung und Mitwirkung aller Stände den Klagen des Botschkai und seiner Anhänger abhelfen werde. Wenn nicht dieser sowohl als mehrere der Seinigen, wie es bey solchen Gelegenheiten fast allemal zu geschehen pflegt, Privat-Vortheile mit zur Absicht gehabt hätten, so wäre ihnen wohl wenig zu verlangen übrig geblieben. Illeshazi, weil anders keine Versöhnung zu gewarten war, machte ihnen auch Hoffnung zur Befriedigung der letzteren, und gieng selbst als Gesandter mit dem Peter Miadossowits nach Wien, wo er mit vieler Mühe einen Frieden *) zu Stande brachte, in welchem Botschkai für seine Person Siebenbürgen nebst dem Theil von Ungarn, welchen Sigmund Bathori inne gehabt, zugesagt bekam. Seine Ansprüche auf einige andere Gespanschaften wurden auf den nächsten

Landtag

*) 1606, den 9ten Febr.

Landtag verwiesen. Nach seinem Tode sollte jedoch alles wieder an den König und an die Krone Ungarn zurück fallen.

So groß auch dieses Opfer war, so machte doch Botschkai, als es zur Unterschrift kam, eine Menge Schwierigkeiten in Ansehung der besondern Artikel, so daß fast alle Hoffnung verschwand, die Ruhe einmal dadurch hergestellt zu sehen; besonders, da der Kaiser auch seiner Seits mit der ganzen Handlung sich unzufrieden zeigte, obschon sie jedermann in den jetzigen Umständen für unumgänglich nothwendig hielt. Der Erzherzog Mathias, dadurch auf das äußerste betroffen, veranstaltete eine Zusammenkunft seines Bruders Maximilian, und der Erzherzoge Ferdinand und Maximilian Ernest von Steyermark, um mit ihnen in dieser äußerst bedenklichen Lage ihres Hauses und der gesammten Länder eine gemeinschaftliche Berathschlagung zu pflegen. Wovon das Resultat die berühmte Acte war, in welcher sie sich *) dahin erklärten: „Weil es leider allzuviel offenbar, daß die Röm. Kais. Majestät ihr Bruder und Vetter aus denen bey Ihr zu unterschiedlichen Zeiten

*) 1606, den 25ten April.

Zeiten sich erzeigenden gefährlichen Gemüthsblödigkeiten zur Regierung Dero Königreiche nicht genugsam noch tauglich sich befinden; welcher und anderer Ursachen halber und in billiger Betrachtung, daß sie dasjenige, was ihnen von Gott und natürlicher Billigkeit nach zustehe und gebühre, nicht in Wind schlagen, noch verabsäumen sollen: wären sie aus betrübtem Gemüth beweget worden, zeitliche Fürsehung zu thun, und, sich einer brüderlichen Zusammenkunft nach Wien zu vergleichen, für eine Nothdurft erachtet. Wo dann auf beschehene reife Berathschlagung sie kein anderes hülflicheres Mittel sehen, und ermessen können, dann daß sie so wohl in Kraft ihrer Vereinigung und Vergleichung, als auch bey ihren hochgeehrten Voraltern in üblichem Gebrauch erhalten, und herkommen, auch in Bedenkung voran gezogener des Kaisers Blödigkeit sich und ihrem Haus zum Haupt und Säulen den durchlauchtigen Mathiam Erzherzogen zu Oesterreich nach Anleitung natürlicher Ordnung und wailand Kaiser Ferdinanden ihres geliebten Ahnherrn sonderbaren Disposition zu erwählen, und mit einhelligen Herzen und Mund zu bestellen."

"Wie

„Wie sie dann hiermit und in Kraft dieses nicht allein für sich selbst, sondern auch anstatt und im Namen ihrer noch minderjährigen Vetter und Brüder all ihre Gewalt und Vollmacht in bester Form und Maß, als solches immer geschehen könne, Seiner Liebden hiermit auftrügen und gäben; also, was S. L. hierin und in dieser hochwichtigen Sache bey der päpstlichen Heiligkeit, ihrem hochgeehrtesten Herrn der königlichen Würde von Hispanien, und ihrem Bruder und Vetter Erzherzog Albrecht von Oesterreich und andern Fürsten rathschlagen und handeln werde, sie solches alles stät und fest halten wollen; dergestalt, daß, wo S. L. in dieser Sache ihrer Hülfe und Rathes bedürfte, und dieselbige begehren würde, sie in diesem allen sich willfährig erzeigen sollen und wollen.„

„Wie dann auch, so das H. Römische Reich obangezogener Ursache halben von Erwählung eines Römischen Königs berathschlagen würde, wollen sie S. L. hochgedachtem ihrem Bruder und Vetter, als welchem die Natur den Vorzug nach ihrer K. M. dieß Orts gegeben, ihrem äußersten Vermögen nach hierzu verhülflich seyn, und sonsten keinem andern, so viel an ihnen, Beförderung erzeigen; und so aber dieses schwere hochwichtige

Werk außerhalb ihrer Räthe, Diener und Unterthanen getreuen Hülf nicht wohl noch füglich könne verrichtet werden, hätten sie diese Fürsorge gethan, daß zu ihrer bessern Versicherung, so oft es die Nothdurft erheischete, oder ihrer einer oder mehrere solches begehren würden, sie sammtlich ihn in ihren Schutz nehmen und erhalten wollen." Erzherzog Albrecht, dem man von dieser Verbindung Nachricht ertheilte, trat derselben *) durch eine besondere Urkunde bey.

Mit desto mehr Zuversicht und Eifer arbeitete nun Mathias, mit dem Botschkai alles in das Reine zu bringen, es möge dem Kaiser gefallen oder nicht. Man gab gleichwohl Ersterem etwas mehr nach, da Illeshazi dem Erzherzoge unter der Hand die Nachricht ertheilte, Botschkai sey bereits so kränklich, daß er nicht lange mehr leben könne, wodurch alles, was man ihm für seine Person zugestünde, bald wieder von selbst aufhören werde von einiger Verbindlichkeit zu seyn. Worauf endlich **) der Hauptfriedensschluß zu Stande kam. So vergnügt jedermann darüber war, wollte doch der Kaiser die Bestätigung auf keine Weise als unter

*) 1606, den 11ten November.

**) Den 23ten Jun.

unter der Bedingung ausfertigen, wenn jene Artikel, welche die Religion und den geistlichen Stand beträfen, so wie auch die übrigen in einem solchen Sinne genommen würden, der seinem den Ständen geleisteten Jurament, welchem er nicht zuwider handeln dürfe, gemäß seye; daher aller Zweifel, der darüber von einer oder der andern Seite entstehen könne, auf dem nächsten Landtag soll gehoben werden. Einige Tage darauf ließ er gar eine neue Urkunde aufsetzen, daß, weil in dem letzten Wiener Tractat *) Artikel enthalten seyn, durch welche sein Gewissen wegen des den Ständen geleisteten Juraments beschwert würde, er nun vor Gott und den Menschen auf das feyerlichste protestire, daß er aus Noth gedrungen, ohne zu wollen, daß er daran gebunden sey, oder gebunden zu seyn gehalten werde, dieselben bekräftiget habe. An eine förmliche Bestätigung des bald darauf mit den Türken geschlossenen Vertrags, woran der Ungarischen und Oesterreichischen Nation so viel gelegen war, als jenem mit dem Botschkai, oder an die Abschickung der gewöhnlichen Gesandtschaft nach Constantinopel war nicht einmal zu denken. Da Botschkai, wie man bereits vorge-

*) 1606, den 8ten August.

sehen hatte, noch in eben dem Jahre mit Tod abgieng, und die Siebenbürger, anstatt einen andern Fürsten von dem Kaiser und der Krone Ungarn zu erwarten, wie es in dem Frieden war ausgemacht worden, sich eigenmächtig den Sigismund Rakotzi zum Fürsten wählten; auch die Türken ihre Streifereyen nicht ganz ausgesetzt liessen: ward bey dem Kaiser die Abneigung gegen den Frieden um so stärker, so daß er nun vielmehr auf einen neuen Reichstag dachte, um, wo möglich, fernere Unterstützung von dem deutschen Reich zu erhalten.

Vierzehntes Kapitel.

Lage der deutschen Angelegenheiten vor dem nach Regenspurg ausgeschriebenen Reichstag. Versuch König Heinrichs IV. von Frankreich, eine Union mit und unter den protestantischen deutschen Fürsten in Deutschland zu schließen.

Wenn je etwas ohne Rücksicht auf Zeit und Umstände angefangen worden, so ist es gewiß dieser nach Regenspurg auf das Jahr 1608. ausgeschriebene Reichstag; als wenn sich nicht schon auf den vorigen deutlich genug gezeigt hätte, wie sehr alle Stände überhaupt des bisherigen Contribuirens müde seyen, und noch mehr, wie weit bereits die Gährung unter den Protestanten gekommen. Seit dem Reichstag vom J. 1603. hatte Pfalz seinen Eifer verdoppelt, um alle Fälle zu benutzen, welche die so sehr gewünschte nähere Zusammensetzung derselben befördern könnten. Ein solcher war unter andern auch der Botschkaische

 Aufstand.

Aufstand. Da der Kaiser durch denselben in die äußerste Verlegenheit kam, und sogleich bey einzelnen Kreisen, unter andern auch bey dem Schwäbischen die sogenannte eilende Hülf suchte, schrieb sogleich Pfalz an den Herzog von Würtemberg in nichts einzuwilligen, weil man Nachricht habe, daß die Unruhen bloß durch die Verfolgungen der Protestanten und die üble Disciplin der kaiserlichen Truppen veranlasset worden.

Auch an Chur-Sachsen wagte man sich *) dießmal: „Es sey ganz offenbar und landkündig, was für ein unruhig Wesen sich vor kurzem in dem Königreich Ungarn begeben, derentwegen dann auch der Kaiser bey allen Kreisen abermal eine eilende Hülfe gesucht habe, und daher zu besorgen stehe, wofern solchem Unheil nicht zeitlich sollte gesteuert oder gewehret werden, daß es je länger je ärger sich damit verlaufen, auch endlich in das Reich deutscher Nation ausbrechen, und ein größer Feuer entstehen dürfte; darum, um so viel mehr allenthalben gute Obacht zu haben, die hohe Nothdurft erfordern wolle. Nun seyen ihm und andern evangelischen Fürsten eine Zeit her von vielen

*) 1605, den 13ten May.

vielen unterschiedlichen Orten allerhand Bericht einkommen, welche mit einander und durchaus dahin einstimmten, daß berührte Ungarische Unruhe fürnehmlich zwoer Ursachen wegen entsprungen, und hergeflossen sey, als erstlich, daß nach denen in Steyermark, Kärnthen, Krain ꝛc. durchgedrungenen, auch in Oesterreich, Mähren, Schlesien, Böhmen ꝛc. ohne sonderbare Hinderniß angefangenen Verfolgungen der wahren christlichen Religion man vermeint hab, dergleichen auch dießmal in Ungarn zu thun und zu Werk zu richten; und zum andern, daß das kaiserliche Kriegsvolk der enden bey gehorsamen kais. Unterthanen unerträgliche Beschwerungen, Muthwillen und Ueberdrang continuirt habe, und keine disciplina militaris gehalten worden.„

„Weil derwegen diese Dinge überaus große Gefahr und Verderben verursachten, wann denselben nicht anders, als bisher, begegnet und gesteuert werden sollte, so wolle aller Stände Schuldigkeit, insonderheit aber der Churfürsten Amt erfordern, auf die Mittel und Wege zu gedenken, auch mit allem Fleiß nachzusetzen, und dahin zu arbeiten, daß solche Gefahren gestillet und abgewendet, dem Kaiser aus diesen und ferner zu be-

sorgenden Ungelegenheiten geholfen, den bedrängten Ungarn aber, wie auch andern bedrohten Evangelischen und ganzem Deutschland zu Frieden, bessern Vertrauen und guten Rechten zu kommen die Hand gebothen werden, an welchem allem es jetziger Zeit sehr mangeln thue; welchen demnach Pfälzischer Seits man dafür halte, daß es sehr nützlich und verständig seyn sollte, wenn Chur-Sächsische, Brandenburgische und Pfälzische vertraute Räthe an einem gelegenen Ort zusammen geordnet würden, mit einander verträulich und in geheim zu handeln, auch, wo möglich, sich zu vergleichen, ob und in welcher Gestalt eine Schickung an kais. Majestät, oder Botschkai'n, oder an beyde Ort sammtlichen zu thun, oder was sonsten für ersprießliche Wege und Mittel zu finden, damit besorgendem Unheil und vor Augen schwebender großer Gefahr vorgekommen und abgewehrt werden möge."

Wenige Höfe waren bey Chur-Pfalz übler angeschrieben, als der Neuburgische, weil der Pfalzgraf Philipp Ludwig zwar die bisherigen Convente der sogenannten correspondirenden Fürsten fleißig besucht, jedoch nie zu bewegen war, eine nähere Vereinigung einzugehen; indem seine Theo-

logen

logen, wie so viele andere lutherische, es für eine unerlaubte und Gewissen verletzende Sache hielten, daß ein der Augspurgischen Confession zugethaner Fürst sich mit einem reformirten in eine Verbindung einlassen sollte. Da man jedoch den Pfalzgrafen wegen des Ansehens, in welchem er bey dem größten Theil der Reichsfürsten sowohl, als selbst dem kaiserlichen Hof stand, ungemein gern mit in die weiten Plane, die man entworfen, hinein gezogen hätte, ward auch bey ihm in den jetzigen Umständen ein neuer Versuch dazu gemacht.

Nachdem die Ursachen des Botschkaischen Aufstandes, wie gewöhnlich, angeführt worden, heißt es ferner *): „den Jesuiten und andern päpstlichen Practicanten sey daher der Muth in etlichen Jahren so groß worden, daß zwischen den evangelischen Ständen in Deutschland keine rechte Verein und Zusammensetzung sey, sondern ein Theil, so sich beredt in geistlichen Sachen mehr Wissen und Verstand zu haben, das ander Theil, so ihm nit in allen Beyfall thut, neiden, beissen, ja gern gänzlich unterdrücken wollte, wie dann in jesuitischen

*) In einem Schreiben vom 5ten April 1605.

schen Büchern sehr frohlockt und triumphirt werde, daß es bereits mit den Lutherischen dahin kommen, daß sie auch bisweilen zu den Katholischen sich schlagen, damit sie die genannten Kalvinisten unterdrücken mögen, denen allen doch dabey ohne einigen Unterschied gänzliches Ausreuten angedroht werde, gleichwie den 30 Tyrannen post Gallienum innerhalb vier Jahren wiederfahren sey.„

„Derowegen man dann zum höchsten nöthig halte, daß ohne einen ferneren Verzug alle Evangelische und zuvorderst des deutschen Reichs Churfürsten, Fürsten und Stände, ihre friedliebende politische Räthe zusammen ordnen, sich einer verträulichen Verein und Zusammensetzung wider alle päpstliche Gefahr, wie auch von den Remediis, so jetzo bey der Kais. Maj. und in Hungarn zu gebrauchen, sich unterreden, und, so viel möglich, vergleichen sollen.„

„Der Churfürst wisse zwar, daß der Pfalzgraf dahin beredet werden wolle, als ob zwischen ihnen keine solche Verein mit gutem Gewissen gemacht werden könne, weil in den Chur-Pfälzischen Kirchen von etlichen Religions-Puncten anderst als von Luthern gelehrt und geschrieben werde; aber

neben

neben dem, daß auch die Neuburgische Theologen nicht bey allem, so Luther gelehrt und geschrieben hat, blieben, so wüßte man auch, daß es nicht bey den Menschen stehe, einander mehreren Glauben einzubringen, sondern daß alle gute Gaben von oben herab kommen; es sey daher auch unbillig, daß Chur-Pfalz und also auch alle andere Potentaten und Kirchen, so gleiche Confession mit ihm haben, von den Neuburgischen Calvinisten genennt, und für Ungläubige, Finsterniß, fremdes Joch, unrein und Belial gehalten werden." ꝛc. ꝛc.

Philipp Ludwig antwortete ganz kurz *): "Eben daher, weil die Jesuiten und andere an den Uneinigkeiten der Protestanten in Glaubenssachen ein Gefallen trügen, müsse man sie dem unfehlbaren Wort Gottes gemäß zu heben suchen, wozu ein freundliches Gespräch von etlichen beyderseits Theologen in des Churfürsten persönlicher Gegenwart nicht undienstlich seyn würde." In andern Schreiben gab er deutlich zu verstehen, daß erst in ihren Streitigkeiten ein gleicher Verstand erhalten werden müsse, ehe man einander für Christi Glieder und Brüder halten, und wider der gemeinen

*) Den 27ten April.

meinen Feinde Gewalt und Practiken zusammen stehen, und deswegen sich vereinigen könne. Da der Churfürst deutlich genug merkte, daß man ihm dadurch sagen wolle, er müsse sich erst bekehren, ehe man sich mit ihm in eine Verbindung einlassen könne, schlug er eine allgemeine Synode vor, zu welcher auch Theologen der Englischen, Holländischen, Französischen, Pohlnischen, Ungarischen und Böhmischen reformirten Kirchen gezogen würden. Allein Pfalzgraf Ludwig, der es als eine Ausflucht ansah, beharrete auf dem Colloquium. Wogegen sich endlich der Churfürst *) erklärte: „ihm und selbst Ludwigen sey es wohl bewußt, daß die Verbitterung bey den Neuburgischen Theologen so weit gehe, daß sie alle diejenigen, die sich in Glaubenssachen nicht mit ihnen, sondern den Reformirten verglichen, für fremdes Joch, für Ungläubige, für Finsterniß, und Beliale hielten, ja öffentlich lehrten und schrieben, daß ihre Confessions-Verwandte mit besserem Gewissen mit den Papisten als mit den Reformirten sich vereinigen könnten. Dagegen sey der Churfürst nochmal der Meinung, daß, ungeachtet in bewußten Puncten Streitigkeiten viel Jahr geweret, noch seyen, und besorglich

*) In einem Schreiben vom 20sten September.

besorglich noch viel Jahr beharren möchten, dennoch Philipp Ludwig und alle fromme Christen den Churfürsten und seine Kirchen, desgleichen andere christliche Potentaten und ihre Kirchen außerhalb Deutschlands für Glieder, Brüder, Kinder Christi halten und lieben, sammtlich als Mitglieder eines Leibes, dessen Haupt Christus ist, wider die gemeinen Feinde, guter vertraulicher christlicher Verein, Zusammensetzung und Bruderschaft sich befleißen und vergleichen sollen.„

„Was übrigens die Colloquia oder Disputationes Theologorum, deren in 80 Jahren viele fürgegangen, bishero für Nutzen geschafft, davon habe der Churfürst allerdings nichts vernommen, wohl aber gelesen, auch selbst erfahren, wie es ohne Zweifel auch Philipp Ludwig selbst empfinde, daß dadurch mehr Zanks und Verbitterung als gleicher Verstand erlangt worden.„

Allein Philipp Ludwig beharrte ein wie allemal darauf, „daß zuvor erst eine Vereinigung des Geistes, Herzens und Gemüths müsse gestiftet werden; sie würde auch so gar schwer nicht seyn, besonders auf dem Weg eines Colloquiums, wenn man allerseits rechte Lust und Liebe zur Wahrheit

und

und Gott wohlgefälligen Einigkeit trage, und Gott den heiligen Geist als den Lehrer der Wahrheit zu Hülf nehme; dann je das Wort Gottes von allen und jeden streitigen Puncten dermassen hell und klar rede, daß es heller und klärer nicht seyn könne, wenn man allein Gott die Ehre geben, seinem Wort, wie man in allweg zu thun schuldig, einfältig und festiglich glaube, die von Menschen erdachte Glossen fahren lasse, und die blinde Vernunft in den Gehorsam Christi gefangen nehmen wollte."

Bey dieser Correspondenz war es sonderbar, daß beyde Theile, der Churfürst sowohl, als Pfalz-Neuburg, ohne daß einer von des andern Betragen etwas wußte, den Herzog Friderich von Würtemberg zu ihrem Vertrauten machten, und sowohl die Schreiben des andern Theils als ihre Antworten demselben mittheilten; letzterer zwar, um sich Raths bey demselben zu erholen; ersterer aber, um vermuthlich nach so vielen bey dem Herzog mißlungenen Versuchen, indem die Würtembergischen Theologen wenig anders dachten als die Neuburgischen, denselben nun durch einen solchen Seitenweg mit bekehren zu helfen.

Da auch dieser Versuch bey Neuburg sowohl, als Würtemberg mißlang, wagte sich doch endlich der nicht zu ermüdende Pfälzische Hof noch einmahl an den die Sache nie ganz ableinenden und auch nie ganz zusagenden Herzog, als Fürst Christian von Anhalt, der bis daher in Frankreich sich zu Kriegsdiensten hatte brauchen lassen, von dort mit gewissen Aufträgen von dem König Heinrich IV. zurück kam. Dieser sollte ihm nähmlich vor seiner Abreise im Vertrauen gesagt haben, „ es sey männiglich mehr als zu viel bekannt, wie die Sachen leider im Reich beschaffen, was für gefährliche Praktiken nicht allein von außen und offnen Feinden, sondern auch inwendig getrieben würden und im Schwang gingen, welche, gleichwie sie dem König mehr als allen andern bekannt seyen, also sehe er auch vor Augen die Gefahr, so ohne Zweifel, da man dem Ding nicht begegnen, oder sich also fürsehen werde, daß, wann es vonnöthen, man ihm begegnen könne, und also ein Schwert das andere in der Scheide behalte, erfolgen möge, daß nähmlich die Chur- und Fürsten, wo nicht alle, doch sonderlich die evangelischen einmahl nicht allein um ihre wohl hergebrachte Freyheit und fürstliche Präeminenz, sondern auch gar um ihr Land und Leut kommen könnten; dieses habe der König

schon lange in Acht genommen, aber jetzt mehr als jemahls, da ihm alle böse Anschläge der Feinde Deutschlands, sonderlich jener der evangelischen Fürsten bekannt; an deren Conservation ihm ungeachtet der Differenz in Religionssachen merklich gelegen, als habe er ihnen seine Hülf und Beystand anbiethen und daneben seine Gedanken entdecken wollen.„

„Die Deutschen Fürsten wären zwar groß und mächtig, jedoch nicht so, daß ein jeder mit seiner eigenen Macht für sich selbst allein sich auf alle sich zutragende Fälle defendiren könne; es müsse daher einer dem andern die Hand biethen; und wenn nur anfangs Chur-Pfalz und Würtemberg sich dazu verstünden, wäre schon der mehrere Theil gewonnen, und glaubte der König ein gutes Werk gestiftet zu haben; wie er dann ausdrücklich und mit der That bezeuge, daß er hierin kein Privat-Interesse oder sonst etwas suche, das dem Kaiser, den Chur- und Fürsten oder dem Reich an ihrer Authorität und Herkommen nachtheilig seyn könne; dann wie er solches nicht gern in seinen Landen haben wolle, so billige er es auch von sonst keinem, er möge seyn, wer er wolle; was er thue, geschehe alles von einem guten treuen Nachbarn.„

„Um

„ Um aber nicht allein mit Worten, sondern durch die That zu bezeugen, wie hoch er gegen beyde Häuser und die evangelischen Fürsten überhaupt affectionirt sey; erbiethe er sich von freyen Stücken dahin: dieweil je zu einer solchen Zusammensetzung auf alle Fälle ein Vorrath von Geld müßte gemacht werden, daher auch die Chur- und Fürsten sich zu einer gewissen Summe, die jährlich zu deponiren, vergleichen müßten; als wolle er zwey Drittheil alles dessen, so zu diesem Anfang der Churfürst und der Herzog und andere mehr zusammen tragen wollen, seinerseits beytragen; welches Geld hernach zu keinem andern als bloß dem angezogenen Zweck solle verwendet werden. Kurz, dieß sey bloß allein beyden Häusern, und denjenigen, die sich beygesellen wollten, zum besten gemeint, weil, Gott lob! der König jetzt die Mittel habe, sich gegen diejenigen, die ihm Gutes gethan, dankbar zu erzeigen. Nur begehre er, daß solches treuherzig Erbiethen äußerst geheim gehalten werde; denn er wüßte, daß sonst böse Leute solches übel deuten, und es ihm so wohl als seinem Königreich würden entgelten lassen. „

Vermuthlich machte auch Heinrich damahls schon dem Fürsten Christian einige Eröffnung von

seinem großen Project, alle österreichische Staaten außer Spanien zu theilen. Allein davon durfte vielleicht Churpfalz nicht einmahl zur Zeit noch etwas wissen. Für selbes war ohne hin das übrige schon höchst vergnügend, und versteht sich von selbst, daß man dem Ueberbringer einer so erwünschten Nachricht, da man ohne hin vor Begierde nach näheren Zusammensetzungen und Verbindungen brannte, mit Entzücken aufgenommen. Fürst Christian ward Statthalter der oberen Pfalz, und, was noch mehr ist, von nun an die Seele und Haupttriebfeder jener berühmten Union, die wir bald werden entstehen sehen, dabey aber der rechte Arm des je länger je mehr geschäftigen Pfälzischen Hofes. Hingegen nahm der Würtembergische Gesandte und Rath Benjamin von Buwinkhausen, *) dem der Fürst selbst zu Heidelberg alle diese schöne Sachen vorsagte, sie zum hinterbringen an seinen Herrn auf sich; und dieser wußte sich eben so wenig zu entschließen, als zuvor jemahls, besonders da er sich nun neben einem Calvinisten, welches er schon sich zu thun nicht getraute, noch gar mit einem Papisten und Katholiken in Verbindung einlassen sollte.

Fürst

*) Schreiben des von Buwinkhausen vom 10. September 1606.

Fürst Christian muß übrigens dem König die Sache ungemein leicht gemacht haben, indem er sich nun in eine unmittelbare Correspondenz nicht nur allein mit Pfalz, sondern auch Hessen, Würtemberg und andern Deutschen Fürsten einließ. In einem Schreiben an den Herzog von Würtemberg drückt er sich unter andern folgender Maßen aus: „ Was mich angeht, bin ich ganz bereit und des besten Willens, zur Beförderung eines so guten Werkes beyzutragen, was von mir abhangen wird, und was man immer redlicher Weise wird verlangen können; und dieses um so mehr, fährt er fort, da ich mir verspreche, daß ich und mein Königreich verhältnißmässig auch Theil bekommen werden an der Ehre, dem Nutzen und den Vortheilen, die man erhalten wird, vermöge derjenigen Mitteln, die zu diesem Zweck werden verabredet werden. „ s)

s) Car je suis pour mon egard tout prèt & en très bonne volonté d'aporter & contribuer à l'avancement d'un si bon oeuvre tout ce qui dependra de moi, & pouvéz tout honnestement en desirer & esperer, & d'autant plus, que je me promets que moy & mon Royaume participeront par proportion convenable aux honneurs, commodites & advantages, qui s'en retireront par ces bons moyens

Nur sollten die Fürsten beyde Hände an das Werk legen, damit, wenn die Gefahr ausbreche, alles bereit sey, und man sich nichts vorzuwerfen habe. Von der Theilung sprechen, ehe noch ein Grund zu einem Bündniß gelegt war, hieße viel gewagt, wenn man nicht darauf gezählt hätte, wie einseitig dergleichen Leidenschaften, wie man sie bey den Fürsten voraus setzte, alles einsehen machen.

In einem Schreiben von dem nähmlichen Tag lobt der Minister Puissieux im Nahmen des Königs die große Vorsicht und Klugheit der Deutschen Fürsten; sagt aber auch, „der König halte es für schicklich, die Interessirten dahin einzuladen, keine Zeit mit unnützen hin und wieder schreiben, Berathschlagungen und Verzögerungen zu verlieren, indem sonst einige Gelegenheiten, für welche die vorgeschlagene Union erforderlich sey, verstreichen dürften, ohne daß man die Frucht davon würde einärnden können, die man sich versprochen.„ t) Man

moyens & expediens, qui seront proposes & accordes avec nous pour cet effet. Schreiben des Königs an den Herzog von Würtemberg vom 12. März 1607.

t) Elle estime à propos de convier les interessès, à n'y perdre aucun tems en communications & delais

Man sollte nähmlich den Anfang so gleich durch die Unterstützung der Holländer machen, die noch immer mit den Spaniern sich herum kriegeten. Allein Heinrichs Thätigkeit und Entschlossenheit war ohnehin nicht Sitte bey den Deutschen Fürsten, und bey seiner vorgeschlagenen Union, ein Wort, das man jetzt öfters als die zuvor im Munde geführte nähere Zusammensetzung oder Verein zu gebrauchen pflegte, fanden sie tausend Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten.

Insonderheit äußerte sich der schon erwähnte Buwinkhausen gegen seinen Herrn *) schriftlich dahin: „ seine, und wie er verspührt habe, auch der Pfälzischen Räthe Meinung sey nie gewesen, daß der Herzog sich mit Frankreich oder einem andern mächtigern Potentaten in eine solche Bündniß einlassen sollte, dadurch demselben einige Präminenz oder Fürsetzung über ihn eingeräumt würde, dann der Herzog hochverständig und wohl erwogen, wie andere alle politische Lehren solches mitbrächten, daß die Mächtigere darunter jederzeit

 etwas

lais inutiles d'autant que quelques occassions, pour lesquelles la dite union est requise, se passeront sans qu'on en puisse receuillir le fruits, qu'on s'en est promis. Den 12. März 1607.

*) 29. May 1607.

etwas zu suchen pflegen, und endlich leonina societas, wie die Fabel lehre, daraus werden könne. Indem ein solcher hernach alles nach seinem Kopf richte, und die schwächeren zwar zu allen seinen Absichten helfen, und das ihrige seines Gefallens darstrecken müßten, den Nutzen aber allein an sich ziehen und sich zueignen könne. u) Aus welcher Ursach

u) Sonderbar ist es, das fast durch eben diesen Grund König Heinrich selbst als noch König von Navarra die Königinn Elisabeth von einer Allianz mit den Königen von Spanien oder Frankreich abzuhalten suchte: Autres fois lui a on dit, qu'il n'etoit que d'étre allié avec les plus grands Princes de la Chrestienté comme le Roi de France & le Roi d'Espagne; alliances par l'advis de tous bons politiques qui gisent plus en papiers qu'en effet, & qui pis est, apportent plus de dommage que de profit.

Qui est allié avec un egal (a plus fort raison avec plus fort que soi) perd sa liberté & son avantage, d'autant que qui a Compagnon a maistre, & que le plus grand fait toujours ploier les affaires du moindre aux siennes propres. Et outre que les histoires en sont pleines, nagueres encore la ligue des Venitiens avec le Roi d'Espagne contre le Turc non obstant la necessité mutuelle ne pùt durer, pareeque l'Espagnol, qui pense tenir un degré

Ursach der Herzog billig die vorgeschlagene Union, die zu des Königs und der Holländer Besten gemeint gewesen, von sich abgelehnet. „

degré fur eux, en vouloit feul avoir & le profit, & l'honneur.

Au contraire, qui a ligue avec plus foible que foi, devient a demi maitre de fes moyens, confeils & forces. DISCOURS envoyé à M. de Valfingham Sécretaire d'etat d'Angleterre A. 1583. Dans les Memoires de Meffire Philippes MORNAY. p. 173. „ Sonst brachte man der Königinn (Elisabeth) bey, daß es keine Allianz zu nennen sey, wenn sie nicht mit den größten Fürsten der Christenheit, z. B. dem König von Frankreich oder Spanien alliirt sey; und dennoch sind diese Allianzen nach der Meinung aller guten Politiker bloß für das Papier gemacht; und was noch schlimmer ist, sie bringen mehr Schaden als Nutzen.

Wer mit einem seines gleichen alliirt ist, (und noch weit mehr, wenn es mit einem stärkeren ist), verliert seine Freyheit und seinen Vortheil, indem, wer einen Gesellen hat einen Meister und Herrn hat, und der stärkere immer die Angelegenheiten des Schwächern nach seinen eigenen richten wird. Nebst dem, daß die Geschichte voll davon ist, hat erst neuerlich die Lige der Venetianer mit Spanien gegen die

„Viel weniger könnte er und der Churfürst sich also einlassen, daß dem Könige dadurch einige Authorität über dieselbe, oder im Reich und Reichssachen eingeraumt werde, indem solches vor dem Kaiser und andern Ständen nicht wohl verantwortlich, und ihnen Ursache zu Unruhen geben werde; zu geschweigen, daß, wie er (Buwinkhausen) aus langer Erfahrung und Beywohnung wisse, die Deutschen in keinen ärgeren Zustand gerathen könnten, als wenn die Franzosen im wenigsten über sie sollten zu gebiethen haben. Höchstens könne man sich dahin vergleichen, wie weit, womit, und welcher Gestalt einer dem andern im Fall der Noth sollte oder müßte beyspringen." Allein auch in diesem Stücke konnte man nicht weiter fort.

Türken, obschon sie auf wechselsweise Noth gegründet war, nicht dauern können, weil der Spanier, als der sich besser zu seyn dünkt als sie, den Vortheil und die Ehre allein haben wollte.

Im Gegentheil, wer in einer Verbindung steht mit einem Schwächern, wird zur Hälfte Meister von seinen Mitteln, Rathschlägen und Kräften.

Fünf-

Fünfzehntes Kapitel.

Donauwerther Sache.

Mehr, als alles vorige, half endlich die Donauwerther Sache die Pfälzischen Absichten befördern. Diese an sich wenig beträchtliche ehemahlige Schwäbische Reichsstadt hatte zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges einen katholischen Magistrat und Bürger von beyden Religionen. Allein die Bundesverwandten, nachdem sie 1546. davon Besitz genommen, schafften die Ausübung der katholischen ab, und gestatteten bloß die lutherische. Karl V., nachdem er das Uebergewicht im Feld erhalten, that gerade das Gegentheil, und ließ sich noch eidlich von dem Rath und den Bürgern versprechen, für das künftige der katholischen Religion zugethan zu bleiben. Die nähmliche Scene erneuerte sich, als Herzog Moritz und Markgraf Albrecht die Waffen gegen den Kaiser ergriffen. Beyde führten anstatt des katholischen den protestantischen Gottesdienst ein, und der Kaiser, nach-

dem

dem die Unruhen etwas beygelegt waren, zernichtigte ihn wieder, und stellte den katholischen her.

Unter den Bürgern waren aber mehrere, die der protestantischen Religion noch ferner anhingen. Sie wußten es auch dahin zu bringen, daß sie anfangs außer den Mauern die Uebung derselben aufrichten durften. Bald begehrten sie, daß man es ihnen in der Pfarrkirche, jedoch zu einer den Katholischen nicht ungemächlichen Stunde, gestattete. Nachdem sie dieses erhalten, verdrängten sie die Katholischen in kurzer Zeit ganz daraus, die nun in dem Kloster zum heil. Kreutz der ihrigen abzuwarten gezwungen waren. Und auch damit nicht zufrieden, schafften sie 1567. die bey den Katholischen üblichen Leichengepränge, besonders das Begleiten der Mönche und Geistlichen, außer zweyen, das Vortragen des Crucifixes und der brennenden Fackel ab. Da nach und nach auch der Magistrat aus ihrem Mittel größtentheils ersetzt ward, machten sie 1577. ein Gesetz, daß niemand zum Bürger solle angenommen werden, der sich nicht von protestantischen Predigern wolle trauen, oder seine Kinder taufen lassen. Dagegen beschwerte sich aber der Bischof von Augspurg, zu dessen Sprengel die Stadt gehörte,

hörte, nicht nur allein bey dem Magistrat, sondern zuletzt auch bey dem Kaiser, der 1594. diesem befahl, die Katholischen ungekränkt in der öffentlichen so wohl als Privat-Ausübung ihrer Religion zu lassen. Dessen ungeachtet brachen in dem folgenden Jahr bey Gelegenheit einer Procession, die der Abt zum heiligen Kreutz führte, neue Unruhen aus, welche sich von Seiten der Stadt mit dem Verlust ihrer Reichsfreyheit und der protestantischen Religion endigten.

Was sie sich dabey zur Last kommen ließ, wird in der kaiserlichen Citation an sie auf folgende Art ausgedrückt: „Obschon in dem Religions- und Landfrieden versehen sey, daß keiner den andern in seinem Glauben, Kirchengebräuchen, Ordnungen, Ceremonien, und was diesem anhängig, einiger Gestalt beschweren, insonderheit aber die Reichsstädte, dero Inwohner geistlichen und weltlichen Standes keineswegs der alten katholischen Religion Kirchengebräuche und Ceremonien abthun, oder jemanden davon dringen, und derselben öffentliche Ausübung verwehren, sondern männiglich dabey friedlich und ruhig bleiben lassen sollen; und obwohl auch nach Ausweisung gemeiner Rechte sich gebühre, daß niemand den andern de

facto

facto vom alten ruhigen Herkommen, Besitz, oder Gewehr eines oder des andern Gebrauchs und Gewohnheit außerordentlichen Rechtens gewaltthätig entsetzen oder abtreiben möge: so hätte doch Burgermeister und Rath dessen unangesehen solchen Reichsordnungen zuwider, als der Abt zum heiligen Kreutz christlichem uraltem Gebrauch nach von seinem Gotteshaus aus in processione mit dem heiligen Kreutz und fliegenden Kirchenfahnen gutherziger Meinung und Andacht niemanden zu Trutz, Nachtheil und Schaden durch die Stadt gehen, und andere katholische Ort besuchen wollen, etliche seines Mittels neben dem Stadtammann und andern Bürgern in die Strasse zu stellen, ihn Prälaten, und sonderlich den Fahnenträger umstehen, rechtfertigen, auch von oben angeregtem Kreutzgang abhalten und verhindern lassen; und obwohl der Prälat dafür gar bescheidenlich gebetten, und angezeiget, daß er durch gegenwärtigen actum allein dasjenige thue, was ihm von Rechtswegen erlaubt, und bey der katholischen Kirchen von uraltem Herkommen sey, so habe doch solches nichts verfangen, sondern sie wären fortgefahren, und der Ammann habe mit ungestümmen unbesonnenen Worten ausgestoßen, der Prälat solle zurück weichen, man seye, diß zu gedulten nicht gemeynt,

und

und möge darneben wissen, daß seine Herren zu Werd das heilige Kreutz in der Stadt nicht leiden wollten. "

" Neben dem unterstünden sie sich zu Abbruch und Verhinderung noch anderer mehr gebräuchlichen uralten katholischen Kirchen-Ceremonien dem Religionsfrieden zuwider eigenes Gewalts fürzunehmen, und so wohl bey den katholischen Begräbnissen den Gebrauch der brennenden Lichter und Fackeln als auch Vortragung des Kreutzes, und daß der Priester in seiner Stola der Leiche vorgehe, de facto abzuschaffen; desgleichen sperrten sie dem hochwürdigen Sacrament, wann dasselbige zu den Kranken über die Gassen getragen werde, seine gebührende Ehre und Ceremonien —; thäten sie sich auch anmaßen, ihren Mitbürgern und derselben Kindern aus Ursachen, daß sie sich etwa zu Katholischen verheurathen, oder sonsten zu derselben Religion begeben, ohne alles andere Verwürken ihr Bürgerrecht abzustricken und gleichsam als atrocissime delinquentes und Uebelthäter aus der Stadt zu schaffen. — Wegen solcher Religions- und Landfriedensbrüchiger freventlicher muthwilliger Gewaltthat solle sich die Stadt verantworten, oder in die Pön dieser Reichs-Constitutionen gefallen zu seyn erkläret werden. "

Diese

Diese Citation war 1605. den 24. October ausgefertiget. Der Abt ließ sie aber erst den 28. Febr. 1606. dem Rath übergeben, als eben zwey Stunden darnach eines katholischen Bürgers Sohn mit den gewöhnlichen katholischen Ceremonien, denen sich bis daher die protestantische Bürgerschaft widersetzt hatte, begraben werden sollte. Der Rath ersuchte so gleich den Abt, weil die Zeit zu kurz sey, seine Gegeneinwendungen bey dem kaiserlichen Hof einzubringen, indessen alles bey dem bis daher Ueblichen verbleiben zu lassen. Nichts desto weniger ward die Leiche mit brennenden Fackeln in das Kloster begleitet, wogegen der Rath eine schriftliche Protestation einlegte. *) Da bald darauf der Abt eine neue Procession auf das benachbarte Ort Ochsesheim mit Kreutz und fliegenden Fahnen anstellte, kam es zu förmlichen Thätlichkeiten. Beym Ausgange schon trieb der Pöbel sein Gespött und Gelächter damit. Als die Procession zurück kam, sperrten die Bürger das Thor, schlugen mit Kolben und Stangen drey Fahnen zu Boden, und zwangen die Begleiter der Procession durch eine Nebenthüre und eben solche Gassen unter beständigem Lärmen, Schreyen und Spotten in das Kloster zurück zu kehren. Eine nochmahlige

*) Den 11. April 1606.

mahlige kaiserliche Citation war die Folge davon, wogegen sich der Rath entschuldigte, daß der Auflauf ohne sein Geheiß und Willen geschehen.

Weil jedoch der Abt ein für allemahl die bey Katholiken gewöhnliche jährliche Procession am St. Marcustag mit aller Feyerlichkeit halten wollte, und sich eines neuen Tumults besorgte, wirkte er bey dem Reichshofrath ein Mandat an den Herzog Maximilian von Baiern aus, vermöge dessen ihm als einem nahe gesessenen Fürsten des Reichs aufgetragen ward, ein solches fürzuwenden und die Geistlichkeit so wohl als die weltliche Katholiken für weiterem Spott und Schaden zu schützen, und ihnen an der Ausübung ihres Gottesdienstes keine Hinderung geschehen zu lassen *). Zugleich ward der Stadt durch ein kaiserliches Schreiben diese an den Herzog übertragene Commission kund gemacht, mit dem Befehl, ihn hierunter allen Respect und Ehr zu erzeigen, und der kaiserlichen Verordnung sich nicht zu widersetzen. Ehe aber noch dieses Schreiben durch Baiern insinuirt worden, hatte der Rath eine schriftliche Protestation öffentlich anhaften lassen, in welcher

*) den 7. März. 1607.

cher er den Abt warnte, von seinem Vorhaben abzustehen, und alles vorhinein für nichtig erklärte, was er dießfalls unternehmen würde. Der Pöbel, dadurch noch mehr aufgebracht, rottete sich an dem zur Procession bestimmten Tag bewaffnet zusammen, und stieß solche Drohworte aus, daß die Bairischen Deputirten selbst dem Prälaten riethen, sie für dießmahl zu unterlassen.

Der Kaiser, dadurch ermüdet, erklärte endlich die Stadt förmlich in die Reichsacht, und trug die Execution davon dem Herzog Maximilian von Baiern auf. Nun fing der größere Theil der Bürger an, etwas in sich zu gehen, und für das künftige besorgt zu seyn. Die Gewalt abwarten, schien zu gefährlich, und gleiche Kräfte entgegen zu setzen war ohne hin unmöglich; ob und in wie weit sich andere protestantische Städte und Fürsten der Sache annehmen würden, äusserst zweifelhaft. Man beschloß daher, bey dem Kaiser um Gnade zu flehen, indem an den bisherigen Bewegungen viele Bürger keinen Theil genommen, mehrere auch bloß aus Zwang, um von dem Pöbel nicht gemißhandelt zu werden; auch dem Magistrat hätten sie äußerst mißfallen, ohne jedoch daß er im Stande gewesen, Einhalt

zu

zu thun. Dadurch erhielten sie, daß der Kaiser Befehl ertheilte, mit der Publication der Acht einzuhalten, jedoch so, daß sie zwey der Hauptaufwiegler den kaiserlichen Commissarien auslieferten, auch die übrigen Schuldigen nahmhaft machten, überhaupt aber die kaiserlichen Befehle genau beobachteten.

Mit diesem neuen Auftrage begaben sich die Bairischen subdelegirten Räthe als kaiserliche Commissarien nach Donauwerth, und brachten es durch vieles Zureden dahin, daß der Magistrat es ihnen zusagte, sich darnach zu richten. Allein sobald die Sache bekannt ward, entstand ein neuer Auflauf unter der Bürgerschaft, welche die Waffen ergriff, sich der Thore und Mauern bemächtigte, eine neue Obrigkeit wählte, und sich so zügellos betrug, daß die Commissarien aus Furcht, ihr Leben zu verlieren, sich wieder wegbegaben. Dessen ungeachtet, weil man am kaiserlichen Hof glaubte, die Stadt müsse durch andere protestantische Stände unter der Hand in ihrem Vorhaben gestärkt werden, veranlaßte der Kaiser eine neue Zusammenkunft der Commissarien und Deputirten der Stadt zu Rhein. Da aber diese sich entschuldigten, daß sie ohne Einwilligung der gan-

zen Stadt sich zu nichts verbinden könnten, welches weit eher zu Donauwerth selbst zu erhalten wäre, gingen die Commissarien auf das neue dahin. Da aber die Bürgerschaft wieder Lärmen anfing, und öffentlich Schimpf- und Drohworte ausstieß, wollten sie das Ansehen des Kaisers nicht so sehr auf die Spitze setzen, sich auch selbst der Gefahr entziehen, und nahmen aufs neue den Heimweg.

Auf einer andern Zusammentretung zu Rhein willigten zwar die Deputirten der Stadt in alles, was man ihnen vorlegte, besonders, daß sie die Schuldigen ausliefern, auch die Katholischen nicht mehr vom Bürgerrecht oder den Stadtämtern ausschließen wollten; welches nach ihrer Zurückkunft durch vieles Zureden endlich auch der grössere Theil der Bürgerschaft sich anfangs gefallen ließ. Allein bald ward diese durch den Neuburger Advocaten Rhodius wieder auf andere Gedanken gebracht: „Die Stadt müsse mehr auf das Ewige als Zeitliche sehen, und dürfe in Rel gionssachen nichts nachgeben; da auch alle übrige protestantische Reichsstädte damit interessirt seyen, werde man sie gewiß nicht hülflos lassen, und, wenn keine andere Unterstützung erfolge, sich auf

dem

dem nächsten Reichstag ihrer aus allen Kräften annehmen. "

Auf solche Art zerschlug sich auch diese Zusammenkunft *). Worauf die Bürgerschaft sich zur Gegenwehr rüstete, bey Annäherung des Bairischen Heers jedoch für gut befand, sich so gleich zu ergeben x). Dieser Vorgang war von mehr als einer Seite viel zu wichtig, als daß die Protestanten nicht äußerst aufmerksam darauf hätten seyn sollen. Eine Achtserklärung gegen eine protestantische Stadt durch den Reichshofrath, gegen dessen Processe und Gerichtsbarkeit sie lange Zeit schon aufgebracht waren; die einem Fürsten eines andern Kreises, als jener, zu welcher die Stadt gehörte, aufgetragene Execution; die bald darauf vorgenommene Abschaffung der protestantischen Religion in derselben, und überhaupt die wenige Hoffnung, daß Baiern sie ehemahls wieder in ihre vorige Freiheit setzen werde, mußte ihnen allerdings bedenklich fallen **). Chur-Pfalz schrieb

*) im Dec. 1607.

x) Hierher gehörige Actenstücke findet man in Meyers Londorp. Suppl. Tom. I. d. 355. seqq. Man sehe auch ADELZREITER Annales Boicæ gentis P. III. L. II.

**) den 7. Sept.

so gleich wieder an mehrere protestantische Fürsten, „wie sehr es die hohe Nothdurft erfordere, sich endlich einmahl einer engern Verein und Zusammensetzung zu vergleichen, wozu die bereits von mehreren derselben wegen der Donauwerther Angelegenheit bewilligte Zusammenordnung ihrer Räthe eine erwünschte Gelegenheit geben könne. Es würde neben diesem räthlich seyn, auch über folgende Puncte sich zu berathschlagen: wie man sich der beschwerlichen, und je länger je mehr überhand nehmenden kaiserlichen Hofprocesse entschütten; wie die Justiz am Kammergericht, der Enden die Jesuiten allem Ansehen nach mit ihrem heimlichen Einschieben bey einem und dem andern nicht geringen Schaden verursachten, wieder zurecht und in ihren ordentlichen Gang gebracht werden könne; desgleichen von Erhandlung eines beständigen Friedens in und außerhalb des Reiches, sonderlich in Ungarn mit Hülf und Rath aller, oder, da je unfriedliche Papisten einen andern Zweck hätten, aufs wenigst der friedliebenden protestirenden Stände. Item, was bey künftigem Reichstag der gemeinen Gravaminen halben zu suchen; was in dem Punct der Contribution zu thun; und endlich auf den Fall, da Baiern bey währendem Reichstag bey einer solchen Kriegs-

ver-

verfassung, wie sie gegen Donauwerth gebraucht worden, beharren werde, was alsdann vorzunehmen seyn möchte ꝛc. ꝛc. " Da der mehrere Theil der Fürsten es nicht für rathsam hielt, entweder persönlich oder auch durch ihre Räthe in den jetzigen Umständen zusammen zu kommen, damit sie bey dem kaiserlichen Hof und andern Katholischen keine Aufsicht erregten, ersuchte sie Pfalz, wenigstens ihren Gesandten auf den nächsten Reichstag über diese Puncte Anweisung zu ertheilen.

Von Seiten der Katholischen stellte sich der Bischof Wolfgang von Regenspurg auf, um ihre Gemüther zur hinlänglichen Gegenverfassung zu bereiten *). „Nachdem ohnlängst, schrieb er ihnen, zwischen dem Prälaten zum H. Kreutz zu Donauwerth und der Stadt daselbst eine starke Differenz in Religionssachen sich ereignet, sey zu besorgen, die Protestirenden würden sich des Werks einhelliglich unterfangen, und durch solch Mittel andere Sachen auf die Bahn bringen, und ihr äußerstes tentiren, was sie etwa gegen die katholische Religion möchten expracticiren. "

*) den 22. Oct.

„Wie man sich dann wohl zu erinnern wisse, was etwa bey vorigen Reichstägen durch die protestirende Churfürsten- und Stände zu merklichem Untergang und Verderben der katholischen Religion habe wollen gesucht, und die schädliche gottlose Freystellung eingeführt werden, welches nichts anders sey, als eine offentliche Preisgebung und Verheerung der ganzen katholischen Religion; dann männiglich leider mehr als wohl bekannt sey, was der Gegentheil allbereit für stattliche Bisthum, auch unzahlbare ansehnliche Prälaturen hinweg gerissen, und wollten allererst im übrigen mit den Katholischen abtheilen, welches zwar noch zu ertragen wäre, wenn diesen nur der halbe Theil zum besten bliebe.“

„Wer wolle aber glauben, daß solches Bestand haben werde, da man täglich sehe, und im Werk erfahre, daß der Religionsfrieden über alle Eiden, Brief und Siegel, in keinen Puncten, wenn es wider sie ist, gehalten werde? Daher leichtlich zu erachten, daß es von ihnen dahin gemeynt sey, daß sie dadurch alle Stiften und Bisthumb an sich ziehen möchten; inmaßen man sehe, wie sie bisher gehandelt, und wohin sie ihre Freystellung gerichtet, da sie nähmlich nur

einen

einen Fuß in die Stifte bringen, hernach lutherische Bischöfe aufwerfen, und alle Katholische in Ewigkeit weder zu den Stiften, noch zu derselben Beherrschung und Bischöfflicher Dignität kommen lassen."

„Dieses geschehe gleicher gestalt mit den Reichsstädten, dann Exempel genug vor Augen, die, wenn es vonnöthen, nahmhaft könnten gemacht werden, daß sie die katholische Religion im Grund auszureuten suchen, dahin ihnen der böse Feind kein besser Mittel als die gotteslästerliche Freystellung geben können, dadurch ihnen allein alles freygestellt, den Katholischen aber alle Freyheit genommen werde, wie sie dann einige Katholische, an den Orten, wo ihre Freystellung angangen, nimmermehr aufkommen ließen."

„Unter andern sey es zum höchsten zu verwundern und zu beklagen, daß man auch unter den Katholischen politische furchtsame Leute finde, die sich unterstehen dürfen, wider ihr selbst eigen Wissen und Gewissen, den Kaiser, die Chur- und Fürsten dahin zu bereden, man müsse wider Gott und Ehre wegen der Zeit Beschaffenheit temporisiren, und etwas nachsehen, unbetrachtet sie

wissen, und greiffen, daß allein wegen dieses politischen Nachsehens und Furcht die Katholischen bisher ein Stift nach dem andern, und dazu Gott seine Religion verloren, auch die Reichsstädte solche ganz und gar ausgetilget haben."

„Nun wolle er verhoffen, es werde sich der allmächtige Gott über seine heilige katholische Kirche erbarmen, derselben getreulich beystehen, auch den katholischen geist- und weltlichen Potentaten, Churfürsten und Ständen seine göttliche Gnad verleyhen, damit dieselbe befördert und geschützt werde; wie dann jetziger Zeit noch drey stattliche und hochansehnliche Fürstenhäuser, nähmlich Oesterreich, Baiern und Leuchtenberg als sonderbare Columnæ, Grundvesten und eifrige Defensors gewesen, und noch seyen, daß auch die Katholischen mit sonderm Ernst zu Erhaltung ihrer Religion wie eine Mauer steif und fest zusammen halten, die schläfrige, darunter er sich selbst nennen müsse, aufgemuntert, und die wachsamen in ihrem guten Vorhaben gestärkt werden, welches dann vermittelst göttlicher Gnade wohl geschehen könne, wenn die geistlichen und weltlichen Reichsstände, derer Gott lob noch eine große An-

zahl

zahl sey, ihre zu vorstehendem Reichstag Abgesandte solcher Gestalt abordnen, und darauf instruiren werden, daß sie ihnen am allermeisten das Religionswesen einhelliglich zu defendiren, und zu erhalten angelegen sein lassen. rc. rc. "

Sech-

Sechzehntes Kapitel.

Erzherzog Ferdinand aus Steyermark als kaiserlicher Reichstags-Commissarius. Dessen Erziehung. Unternommene Reformation. Reichstag. Dessen fruchtlose Zerschlagung.

Für die Protestanten war es eben auch nicht sehr empfehlend, daß der Kaiser, anstatt seines Bruders Mathias, seine Stelle durch den Erzherzog Ferdinand von Grätz versehen ließ. Da nun dieser Prinz das erste Mahl in Reichsgeschäften auftritt, so wird es nöthig seyn, etwas von seinen vorigen Lebensumständen nachzuholen. Er war der erstgeborne Sohn Karls, des Kaisers Ferdinand jüngsten Prinzen, dem vermöge der väterlichen Anordnung die Herzogthümer Steyer, Kärnthen und Krain zugefallen waren. Seinen Vater, zu dessen frühzeitigem Tode die hier und da von den Protestanten in seinen Ländern erregten Unruhen und die dadurch ihm zugezogenen Gemüthskrän-

kungen

kungen vieles beytrugen, verlor er 1590. im zwölften Jahre seines Alters.

Also gleich entfernte ihn seine eifrig katholische Mutter Maria, Herzog Wilhelms von Baiern Schwester, aus Steyermark, damit er keinen Umgang mit Ketzern haben, ja vielleicht nicht einmahl die Schwierigkeit einsehen möchte, der er sich unterziehen würde, wenn er einstens versuchen wollte, Aenderungen in Religionssachen vorzunehmen. Weil ihr Bruder als Mitvormund im väterlichen Testament ernannt war, so hatte sie um so eher einen Vorwand ihn nach Baiern zu schicken, wo er unter Wilhelms Oberaufsicht zu Ingolstadt seine Studien vollenden sollte. Wilhelm, des nicht nur allein in der Bairischen, sondern auch Reichsgeschichte berühmten Herzogs Albrecht V. Sohn, trat im J. 1596. seinem Sohne Maximilian die Regierung von Baiern ab, um für sich in der Ruhe und Entfernung von Geschäften seinen Andachtsübungen obliegen zu können.

Allein auch in dieser Einsamkeit hatte er auf die damahligen Weltbegebenheiten weit mehr Einfluß, als seine Zeitgenossen nur von weitem vermutheten. Die zuvor angefangene, und nachher

in

in einem fortgesetzte Bildung des Charakters Ferdinands und die ganze Richtung seiner Gesinnungen, besonders in Religionssachen, ist wenigstens sein Werk. Eine der Grund-Maximen, die er ihm so wohl mündlich als in seinem stäts fort unterhaltenem Briefwechsel einprägte, war, daß Glück und Segen seiner Regierung von dem Eifer für die katholische Religion abhangen, aus dem Gegentheil aber nichts als Unheil folgen werde; ein Argument, dessen Ueberzeugungskraft in dem Maße wuchs, als in dem Innern der Maximilianisch Oesterreichischen Linie Verwirrung und Mißverstand sich häufeten, und endlich dieselbe ungeachtet der sieben von ihrem Stifter hinterlassenen Söhne ganz unbeerbt erlosch, welches Wilhelm ganz ungescheut einem wegen ihrer Nachgiebigkeit gegen die Protestanten über sie verhängten göttlichen Strafgerichte beymaß, da hingegen der Wohlstand des Hauses Baiern ganz sichtbar von dessen Eifer für die katholische Religion herrühre. In der That war dasselbe vielleicht in der blühendsten Lage in Ansehung seiner inneren Ruhe, Ordnung und besonders der Finanzen, die es je erreichet, das allein von den Protestanten gefürchtete, und das einzige, auf welches die Katholischen ihr ganzes Vertrauen setzten. Anstatt daß man ihnen

nen Oesterreichischer Seits von Karls V. und noch mehr von Ferdinands I. Zeiten an immer Nachgiebigkeit gepredigt, that geraume Zeit her Baiern gerade das Gegentheil; und wenn die Katholischen, besonders von Maximilians II. Zeiten an, auf den Reichstägen sowohl als in ihrer inneren Landesverwaltung mehr Ernst und Entschlossenheit, mehr Zusammensetzung und Uebereinstimmung in Ansehung der Religionssachen zeigten, so kam es größtentheils von Baiern, welches wohl vorsah, von was grossem Gewichte erst Ferdinand mit der Zeit der katholischen Partey werden könne, wenn man ihm gleiche Grundsätze beybringe.

Käiser Rudolph als Mitvormund bekümmerte sich anfangs um dessen Erziehung wenig oder gar nichts. Allein endlich mag doch ihm oder einem seiner Brüder das sonderbare davon, und vielleicht noch mehr der große Einfluß, den das Haus Baiern auf ihn mit der Zeit haben dürfte, wenn noch dazu Herzog Wilhelm, dessen Vormund und Onkel, auch der Schwiegervater von ihm werden sollte, wie es bereits zu vermuthen war, aufgefallen seyn, und man fing an, ihn nach Grätz zurück zu wünschen. Man trug jedoch Bedenken bey Wilhelmen unmittelbar den Antrag

da...

dahin zu machen, sondern brauchte vielmehr den Umweg, wahrscheinlich vermittelst der Spanischen Gesandten zu Prag und Rom, dem Papste beyzubringen, daß eine Universitäts-Erziehung für einen Prinzen, wie Ferdinand, in den damahligen Umständen nicht schicklich sey, indem bey der großen Gefahr, womit dessen Länder täglich von den Türken bedroht würden, vielmehr die höchste Nothwendigkeit erfordere, ihn in Kriegs- und ritterlichen Uebungen zu unterweisen, welches nicht anders als an einem Hof und am besten an seinem eigenen geschehen könne. Der Papst äußerte sich auch wirklich, zum großen Erstaunen Herzog Wilhelms und seiner Schwester der Erzherzoginn Mutter, diesen Gesinnungen gemäß. Allein beyde wußten bey ihm und dem Kaiser so viele Entschuldigungen vorzubringen, daß Ferdinand bis zu seiner in das achtzehnte Jahr gesetzten Volljährigkeit, fünf Jahre lang nähmlich, zu Ingolstadt unter der Leitung der Jesuiten und anderer Professoren blieb.

Bey dem Antritt der Regierung *) zeichnete er sich gleich dadurch aus, daß er mittelst keines Bitten und Drohen zu bewegen war, die von den protestantischen Ständen verlangte Bestätigung über

*) 1596.

über seines Vaters im J. 1578. zu Bruck ausgestellte Religionsversicherung zu ertheilen, indem dieses Geschäft mit der Huldigung in keiner Verbindung stehe. Die Stände geriethen über die feste Entschlossenheit eines achtzehnjährigen Herrn in Erstaunen, und huldigten auch ohne Bestätigung. Seinen Reformations-Plan verschob er jedoch noch zwey Jahre, nach deren Verlauff er über Loreto, wo er seine Andacht verrichtet, und durch ein Gelübde sich noch einmahl zu dessen Vollführung soll verbunden haben, in der Stille eine Reise nach Rom machte, „ um, wie sich Khevenhiller ausdrückt, sein Vorhaben desto glücklicher und sicherer ins Werk zu setzen, auch fremde Länder zu sehen, und von dem frommen Pabst Clemens VIII. die Benediction zu empfangen." So viel ist sicher, daß er von seinem bey den Jesuiten gehabten Quartier aus mehrmahls zu dem Pabst heimlich geführt worden, und sich mit ihm unterredet, endlich aus seinen Händen die Communion empfangen, und nach erhaltenem päbstlichen Seegen die Rückreise angetreten.

Dem Kaiser hatte er zuvor schon ebenfalls in Person die Sache entdeckt, der sie zwar für wünschenswerth hielt, ihn aber dabey zu wiederhol-

ten Mahlen warnte, sich dabey in Acht zu nehmen, und wohl zu sehen, ob er sich nicht größerer Gefahr aussetze, als er im Stande seyn werde zu überwinden. In der That schien sich von allen Seiten die Unmöglichkeit derselben darzustellen. Eine im Vergleich mit Oesterreich weit stärkere Verbreitung des Protestantismus, indem kaum der dritte Theil seiner Unterthanen katholisch mag gewesen seyn, die Beschaffenheit des Landes selbst, das großen Theils gebirgig den Inwohnern, wenn sie sich empören sollten, ungemein viele Zufluchtsörter gewährte, die schon weit mehr als in Oesterreich zur Gewohnheit gewordene Denkungsart keine Befehle in Religionssachen anzunehmen, sondern sich so gar denselben mit gewaffneter Hand zu widersetzen, ja die selbst in seiner Gegenwart von mehreren Landständen besonders dem Land-Untermarschall Ehrenreich von Serau ausgestoßenen Drohungen, und Berufungen auf das Beyspiel der Schweizer und Niederländer würden vielleicht jeden andern abgeschreckt haben.

Man ermangelte dabey nicht, alle mögliche andere Gründe hervor zu suchen, um ihn von seinem Vorsatz abzubringen: „Sein Vater habe einmahl nach reifer Ueberlegung dem Herrn- und

Ritterstand die freye Religionsübung zugesaget; nicht nur allein seyen die Bewegursachen, die ihn dazu bestimmt, noch jetzt vorhanden, sondern die Stände hätten dadurch ein förmliches Recht erlangt, welches ihnen nicht könne entzogen werden, ohne die Gerechtigkeit und Billigkeit zu verletzen. Wenn der Landesherr ihnen nicht Wort halte, seyen sie auch ihrerseits nicht an die von ihnen gethanen Zusagen gebunden. Wolle man aber Gewalt gegen sie brauchen, so werde man sie zur Verzweiflung bringen, welche, wo sie nicht einen Aufstand, doch einen unauslöschlichen Haß derselben nach sich ziehen werde, so wie auch Ferdinand in allen übrigen Oesterreichischen Staaten und selbst in dem protestantischen Theil von Deutschland sich eine unzählige Menge von Feinden machen werde. Durch die unvermeidlich mit seiner Reformation verbundene Auswanderung werde er nebst diesem seine Länder entvölkern, alle Industrie und Handlung ersticken, und überhaupt ihnen eine Wunde schlagen, die vielleicht in mehreren Jahrhunderten nicht mehr werde zu heilen seyn. „

Allein Ferdinand blieb dabey; „seines Vaters Concession sey eine bloß persönliche Sache gewesen, an welche dessen Nachfolger um so weniger

gebunden wären, da die protestantischen Landstände sich weder in den vorgezeichneten Schranken gehalten, noch die damit verknüpften Bedingungen erfüllt. Vermöge derselben hätten sie zwar das Recht gehabt auf ihren eigenen Gütern für sich und ihre Unterthanen ihre Religionsübung aufzurichten; allein nicht zufrieden damit, hätten sie eigenmächtig die Pfarreyen des Landsfürsten und der Prälaten an sich gezogen, sie nach Gefallen bestellt, in den Städten keinen Bürger und bey der Landschaft keinen Officianten außer ihrer Religion angenommen, entweder in den Städten selbst der Concession zuwider ihren Gottesdienst eingeführt, oder, wo sie Widerstand gefunden, die Kirchen so nahe an dieselben gebaut, daß die Bürger, allem Verboth zuwider, dieselben besucht, welches alles sie noch dazu mit bewaffneter Hand durchzusetzen sich unterstanden; aus welcher Ursache bereits sein Vater, wenn er länger gelebt hätte, die Concession würde zurück genommen haben."

"Was seine Vorfahren den Landständen geschworen, als die katholische Religion noch allein hergebracht war, wolle er fest halten, übrigens aber von seinen landesherrlichen Rechten sich nichts entziehen lassen; die Unterthanen aller übrigen

Reichs-

Reichsfürsten müßten sich die Reformation gefallen lassen; er sehe daher nicht, warum sich die seinigen besonders darüber zu beschweren hätten. Die drey geistlichen Churfürsten und der Herzog von Baiern reformirten in ihren Ländern die Lutherischen und Calvinischen, Chur-Pfalz die Katholischen und Lutherischen, Chur-Sachsen und Chur-Brandenburg die Katholischen und Calvinischen, mehrere Reichsstädte litten keine katholischen Bürger, andere keine protestantischen; das nähmliche müßten sich auch seine Unterthanen um so eher gefallen lassen, weil keiner einzigen Person deswegen ein Zwang angethan werde; man belehre sie vor allem aus der heiligen Schrift, zeige ihnen den alten Weg, auf welchem ihre Vorältern zum christlichen Glauben eingegangen, und nach den Aussagen der Protestanten selbst die Seligkeit erlanget hätten, mahne sie endlich, sich vor aller neuen Lehre zu hüten. Denen, welche sich zur katholischen Religion nicht verstehen wollten, sey der Abzug frey gelassen, auf Maß und Weise, wie es der Religionsfriede mit sich bringe; auch gegen diejenigen, die sich rebellisch, ungehorsam und strafmäßig verhielten, werde mehr der Glimpf als die Schärfe gebraucht. „

„Was das daraus entspringende Verderben von Land und Leuten, und den Haß, den er sich zuziehen werde, angehe, könne er sich keine Vorstellung davon machen, indem die Erfahrung nun schon hinlänglich bewähret, daß, wo Landesherr und Unterthanen in Glaubenssachen unter einander widerspennig seyen, unter dem Deckmantel der Religion allerley Rebellion und Ungehorsam entspringe, und der Landsfürst nie einer vollkommenen Sicherheit genieße, dort allein, wo man in der Religion keinen Zwiespalt hege, sey wahrer Fried, Gehorsam, und Zutrauen vorhanden; auch würden solche Unterthanen, die durch die väterliche Vorsorge ihres Landesfürsten zur rechten Erkanntniß der Wahrheit gebracht worden, denselben erst vom Herzen lieben, darauf werde auch der Segen Gottes von innen und außen, Vermehrung der Commerzien und des ganzen Wohlstandes einer Nation erfolgen.“

Mit diesen Grundsätzen erfüllt, legte er Hand an das Werk, reformirte Ort für Ort, *) schaffte alle protestantische Prediger aus den Städten so wohl als von dem Lande weg, setzte katholische dafür ein, und in einigen Jahren war zum

großen

*) Von dem J. 1598. an.

großen Erstaunen der Ausländer und noch mehr der Inländer selbst der ganze Religionszustand geändert. Glieder vom Herrn- und Ritterstand durften für ihre Personen, jedoch ohne einige Uebung ihrer Religion, im Lande verbleiben; Bürger und Bauern hingegen, wenn sie nicht zur katholischen Religion zurückkehrten, mußten in einer gewissen Zeit dasselbe räumen. An einigen Orten, besonders in Kärnthen, griff das Volk zu den Waffen. Allein da die zur Reformation abgeordneten Commissarien eine Garde von 3 bis 400 Mann regulirter Miliz bey sich hatten, und Ferdinand die Anstalten getroffen hatte, diese so gleich verstärken zu können, wenn es die Noth erforderte, auch an solchen Orten, wo sich Widerstand zeigte, Galgen und Hochgerichte, obgleich nur zum Schein, erbaut wurden, indem kein einziger Mensch das Leben darüber verlor, ergaben sie sich zuletzt gutwillig. Mehrere suchten von selbst wieder vor der Ankunft der Commissarien alle noch übrige katholische Kirchengeräthschaften hervor, und fügten sich nach allem dem, was man von ihnen forderte. y)

Unter seinen übrigen Beschäftigungen zeichnete sich die obwohl fruchtlos unternommene Belagerung

y) KHEVENHILLER Annal. Ferdinand. T. V p. 2057. seqq.

gerung von Canischa und seine Anstalten gegen die Türken aus. Und nun ward er zum kaiserlichen Commissarius auf den Reichstag ausersehen, wozu die zwischen dem Kaiser und dessen Bruder Mathias eine Zeit her glimmende und täglich weiter um sich greiffende Uneinigkeit das meiste beytrug. Zu einer häkligern Zeit hätte ihm wohl nie ein solcher Auftrag können gemacht werden, indem es sich bald zeigte, daß das Mißtrauen zwischen beyden Theilen so groß war, daß die Hervorbringung einer gemeinsamen Entschließung eine Art von Wunder gewesen wäre. Vermöge der kaiserlichen Proposition sollte zuerst über Beystand und Hülfe gegen die Türken berathschlaget werden, weil nach dem Tode des Botschkai neue Unruhen entstanden wären, von welchen man besorgen müsse, daß die Türken Theil daran nehmen würden; der andere Punct sollte seyn, durch was Mittel und Wege dem beschwerten und gesperrten Kammergerichtswesen Rath zu schaffen.

Weil man die unendlichen Schwierigkeiten, die sich bey dem letzteren Punct zeigen würden, leicht voraus sah, that Ferdinand in einer Neben-Proposition den Vorschlag: „Da nach Ausweisung des Reichsabschieds vom J. 1603. der Kaiser ohnehin

ohnehin mit Rath und Gutachten der sämmtlichen Churfürsten erwägen sollte, wie das Justiz-Wesen wieder herzustellen, ob es nicht räthlich sey, daß einige von den kaiserlichen dem Erzherzog zugegebene Assistenz-Räthe, einige churfürstliche Gesandte und die nach Regenspurg berufenen Beysitzer des Kammergerichts, vorbereitungsweise die Sache überlegten, und ihr Bedenken schriftlich verfaßten, ein solches alsdann den gesammten Reichsständen vorlegen zu können, oder auch ob einige Deputirte aus den drey Collegien der Stände sich diesem Geschäfte unterziehen sollten. „

Von katholischer Seite ließ man sich sowohl im churfürstlichen als fürstlichen Rath nicht nur allein die Ordnung, nach welcher die Puncte sollten vorgenommen werden, sondern auch die Art, wie dem Justiz-Wesen vorzuarbeiten, gefallen; nur daß die Fürsten verlangten, daß den Churfürstlichen auch Personen aus den andern zweyen Räthen sollten zugesellet werden.

Von Seiten der Protestanten hingegen ward behauptet, der Punct der Justiz sey jetziger Zeit der vornehmste und der wichtigste, daher auch zuerst und auf die gewöhnliche Weise zu erledigen,

 indem

indem man gleichmäßigen Rechtens und richtigen Laufes derselben so wenig mangeln könne als die Welt der Sonne. Worauf Ferdinand schriftlich antwortete: „Der Kaiser habe ohnehin in seiner Proposition klar und lauter genug zu verstehen gegeben, wie hoch es ihm angelegen sey, das Justiz-Wesen in einen solchen Stand zu setzen, wobey sich jedermann eines unparteyischen Rechtens zu erfreuen, den am Kammergericht ausgesprochenen Urtheilen gehörige Folge geleistet werde, und ein jeder vor eigenmächtiger Gewalt gesichert bliebe; deswegen habe er den Ständen das Mittel an die Hand gegeben, wie die Sache vorläufig einzuleiten, mit der ausdrücklichen Ermahnung, dahin zu trachten, daß dem Werk bey der jetzigen Reichsversammlung geholfen, und es nicht erst auf eine neue Zusammenkunft verschoben werde. Wenn man diesem Vorschlag folgen wolle, könnten beyde Puncte, sowohl was die Türkenhülfe, als das Kammergericht angehe, erledigt werden."

Der Churfürstenrath erklärte sich dagegen: „Man sey insgemein der Meinung, daß, wenn es immer möglich, der Kaiser mit den Türken und Ungarn Frieden treffen solle. Durch die seit 16 Jahren von dem Reich erhobenen Steuern seyen

Unterthanen so wohl als Herrschaften so sehr erschöpft, daß sie kümmerlich etwas weiter werden leisten mögen. Wenn jedoch, setzte der eine Theil (der katholische) dazu, solches nicht zu erhalten, sey das gemeine Beste mehr in Acht zu nehmen, als Privat-Beschwerungen, und billig zur Rettung des christlichen Glauben und Nahmen, und zu allgemeiner Sicherheit der Kaiser nicht zu verlassen, als der auch in dem Fall, wo die Friedens-Tractation erfolge, sich nicht gar bloß dabey könne finden lassen, sondern sich in nothwendiger Verfassung halten müsse, nicht nur allein damit sich kein Schimpf bey fruchtlos ablaufender Unterhandlung ergeben, sondern damit er dadurch auch zu desto gleichmäßigerem Frieden gelangen möge, und der Feind, wenn er den Kaiser ganz ungefaßt finde, nicht desto mehr gegen ihn aufgebracht werde; dieses Theils Gesandte hätten demnach von ihren Herren den Auftrag, ihm mit einer träglichen Hülf auf einen befundenen Nothfall nicht aus Handen zu gehen."

Ganz anders lautete die Erklärung des andern Theils: „Dem Reich sey es an sich selbst ferner unerschwinglich über die nun in oder über die 16 Jahre an einander gereichte Contribution,

dadurch

dadurch nicht allein das Vermögen, sondern auch des Reichs Mannschaft durch die beharrlichen Kriege geschwächet, sich weiter anzugreiffen. Es sey auch ohnehin vergeblich, von auswärtiger Sicherheit zu reden, da nicht zuvorderst im Reich innerlicher Friede gepflanzt, die gesteckte Justiz wieder in Gang gebracht, die Hof-Processe am kaiserlichen Hof, so weit sie dem Herkommen und der Constitution des Reichs zuwider seyn mögen, eingestellt, auch der Reichshofrath von beyder Religion besetzt werde, die eine Zeit lang bey den protestirenden Ständen vorgegangenen Beschwernisse abgeschafft, und also vor allen Dingen im Reich gutes Vertrauen, Ruhe und Einigkeit gestiftet werde."

„Nachdem auch bey ihren Berathschlagungen vorgekommen, und es ohne das die Erfahrung ausweise, daß sich hin und wieder Scribenten befunden, die sich bemühen in Privat-Schriften und Büchern den Religionsfrieden nach ihrem Privat-Verstand zu deuten, auszulegen und zu disputiren, sey nicht vor unrathsam ermessen worden, bey den Herren Commissarien Erinnerung zu thun, daß derselbe in dem nächsten Reichsabschied zu wiederholen und verstehen zu lassen, daß er stät unver-

bruch-

brüchlich gehalten, und niemand darwider beschwert, und also Fried, Ruhe und Einigkeit unter den Ständen erhalten werde. Ehe sie hierüber eine willfährige Resolution bekommen, hätten sie Befehl, wegen der Hülf nichts zu beschliessen. „

Im Fürstenrath äußerte sich eben diese Verschiedenheit der Meinungen. Der protestantische Theil wollte vor allem das Justiz-Wesen in Ordnung gebracht, und den Religionsfrieden bestätiget wissen; der andere ließ sich den kaiserlichen Vorschlag in Ansehung des Justiz-Wesens gefallen, und hielt die jetzt gesuchte Bestätigung des Religionsfriedens für überflüssig. Zugleich aber herrschte ungleich mehr Erbitterung als in dem Churfürstenrath. Nie hatte man sich noch so gehässige Vorwürfe gemacht, als jetzt. Die Katholischen sagten es den Protestanten ohne Scheu unter das Gesicht, „ daß sie gerade diejenigen wären, die nicht nur allein durch die verweigerte Revision der vier Klostersachen das ganze Justiz-Wesen in Verwirrung und Stockung gebracht, sondern auch durch die nach dem Passauer Vertrag in einem fort eingezogenen geistlichen Güter demselben sowohl als dem Religionsfrieden zuwider gehandelt, und noch täglich handelten, dadurch aber die allgemeine

Ruhe

Ruhe und Ordnung im Reich störten; ihrerseits hätten sie nie daran gedacht, den Religionsfrieden für unverbindlich zu halten, welches sie durch mündliche Versicherungen und die That selbst jederzeit hinlänglich bewiesen, indem sie an dem kaiserlichen Hof und dem Kammergericht Processe darauf ausgebracht, über die ihnen gegen dessen Inhalt zugefügten Beschwernisse in und außerhalb der Reichstäge sich beklaget, und um deren Abhelfung gebethen. Im J. 1566. sey das Concilium von Trient schon lange geschlossen gewesen, und dennoch hätten sie darein gewilliget, daß die Bestätigung des Religionsfriedens dem Reichsabschied einverleibt worden; welches ein klares Kennzeichen sey, daß ihre Meinung nie gewesen, ihn nur auf diese Zeit zu beschränken."

„Wenn die Protestanten keine gefährliche Absichten im Sinne hätten, so würden sie es wohl bey den bisherigen Dispositionen in Ansehung desselben bewenden lassen. Allein man merke ganz deutlich, daß bey der neuen Bestätigung dieses Friedens, die gerade zur Zeit der noch nicht ausgemachten vier Klostersachen betrieben werde, der Hauptzweck dahin gehe, daß dadurch stillschweigend auch alles dasjenige gut geheissen und als rechtmäßig erkannt

werde,

werde, was sie demselben sowohl als andern Dingen zuwider gehandelt, die von ihnen eigenmächtig aufgeworfene Auslegung desselben gebilliget, und die Katholischen in den allgemeinen Verdacht gesetzt werden, als hätten sie ihn bereits gänzlich untergraben, oder suchten es noch zu thun. Sie könnten daher in keine neue Bestätigung desselben willigen, als unter der Bedingung, daß alles dasjenige, was dagegen seit 1555. fürgenommen worden, wieder abgeschafft werde."

Da man von protestantischer Seite einstimmig dafür hielt, daß durch eine solche Bedingung nichts anders gesucht werde, als daß ihre Mitgenossen alle seit der Errichtung des Friedens eingezogene geistliche Güter wieder heraus geben sollten, oder doch für schuldig erklärt würden es zu thun: so stieg das ohnehin schon, so sehr bey ihnen angewachsene Mißtrauen vollends auf das höchste. Alles, was ihnen Chur-Pfalz bey so verschiedenen Gelegenheiten einzuprägen gesucht, ward nun für klar und ausgemacht angenommen, die Gefahr aber, worinn sie sich befänden, für höchst dringend erkannt. Die drey weltlichen Churfürsten erklärten sich so gleich, daß sie keiner Berathschlagung mehr beywohnen wollten, wenn man nicht von

dieser Clausel abgebe, und den Frieden unbedingt bestätige. Allein die Katholischen, als der mehrere Theil des Fürstenraths, blieben bey ihrem Bedenken, wie sie es anfangs von sich gestellt, und verlangten, weil man sich nicht vergleichen könne, daß beyde Meinungen den kaiserlichen Commissarien referirt werden möchten, von Kirchen- und Klostergütern sollte jedoch keine Meldung geschehen, sondern nur überhaupt, daß alles, was dem Frieden zuwider gehandelt worden, wieder in seinen vorigen Stand gesetzt werde. Wenn sie sich wieder auf das neue verpflichten sollten denselben zu halten, so sey nichts billiger, als daß auch alles demselben gemäß eingerichtet werde; da sich die Protestanten dessen weigerten, so erhelle schon daraus, daß sie ihrerseits nicht gedächten denselben zu halten. Ob sie befugt gewesen oder noch seyen, Klöster und Stifte einzuziehen, werde sich hiernächst zeigen, wenn von dem Justiz-Wesen, und besonders den vier Klostersachen werde gehandelt werden.

Dagegen blieben auch die Protestanten nicht nur allein bey ihrem Sinn, sondern die drey weltlichen Churfürsten willigten durchaus nicht ein, daß das Bedenken des Fürstenraths an die Commissarien gebracht ward, so sehr sich auch die Fürsten

dar-

darüber beschwerten, indem auf solche Art die Churfürsten das ganze Ansehen und alle Gewalt der Reichstäge nach und nach an sich ziehen, und die Fürsten gar davon verdringen könnten. Da dieses Disputiren nun bereits in den dritten Monath dauerte, gab der Erzherzog, als kaiserlicher Commissarius, den Ständen durch einen Bescheid zu verstehen, *) daß sie sich entweder mit einander vergleichen, oder wenigstens, was so wohl einer als der andere Theil verlangte, schriftlich anbringen möchten. Da aber hierauf nichts erfolgte, und noch immer die Hauptschwierigkeit daran hing, ob der Religionsfriede ausdrücklich zu bestätigen sey oder nicht, ließ der Kaiser den Ständen die Erklärung thun: „ daß er, um dem Streite abzuhelfen, geneigt sey, daß derselbe, wie er im J. 1555. aufgerichtet, und hernach in unterschiedlichen Abschieden angezogen, erneuert, und bestätigt, also jetzt dem gemäß, wie im Reichsabschied vom J. 1566. zu finden, confirmirt, auch dem neuen Reichsabschied also einverleibt werden solle; die dabey von einer oder der andern Seite in Vorschlag gebrachten Anhänge und Begehren könnten an ihren Ort gestellt bleiben; auch sollte durch diese

*) Den 5. März 1608.

diese kaiserliche Interpositions-Schrift dem alten Gebrauch im votiren, re- und correferiren kein Abbruch geschehen. Da nun dieser Punct dadurch erlediget sey; als gesinne der Kaiser abermahl, die Chur- und Fürsten möchten ihn wegen der gesuchten mitleidentlicher Hülf nicht verlassen."

Obschon diese Erklärung weit mehr die auf dem Reichstag geäußerten Anmaßungen der Protestanten, als jene der Katholischen begünstigte, so gaben sich doch gegen alle Erwartung diese damit zufrieden; jene hingegen wollten sich nicht dazu verstehen, "weil der Passauische Vertrag nicht confirmirt sey, die Erklärung vernehmlich auf den im J. 1566. gemachten Reichsabschied gerichtet sey, die von den Katholischen verlangte clausula restitutoria dadurch nicht aufgehoben, sondern allein ausgesetzt sey, auch in derselben die kaiserlichen Hof-Processe, welche den Reichs-Constitutionen, altem Herkommen und sonderlich dem Religionsfrieden zuwider, nicht abgeschafft seyen, und derjenigen Bücher, von derentwegen sie die Confirmation des Religionsfriedens vornehmlich begehret, darin nicht gedacht worden, wobey sie sich noch einmahl wollten vorbehalten haben, daß in Religionssachen die mehrere Zahl der Stimmen nicht gelten solle."

Die

Die bereits ganz hervor brechende Feindseligkeit zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Mathias, und selbst die von diesem unter der Hand gesuchte Freundschaft der protestantischen Fürsten nebst demjenigen, was bereits vor dem Reichstag zu der schon so lange von Chur-Pfalz gesuchten näheren Verbindung derselben vorgearbeitet war, und auf dem Reichstag selbst noch weit mehr und mit glücklicherem Erfolg geschah, wird uns bald den näheren Aufschluß zu diesen etwas seltsamen Entschließungen geben. Genug, daß nicht nur allein nichts weiter von ihnen zu erhalten war, sondern daß sie auch bald darauf noch eine eigene Beschwerungsschrift übergaben, *) und zugleich den Commissarien andeuteten, daß sie Befehl hätten, nach Hause zu ziehen. „ Vermöge derselben soll durch die kaiserliche Erklärung keine gründliche Abhelfung des vorgefallenen Streits erlangt worden seyn, sondern sie hätten vielmehr im Werk verspüret, daß insgemein die katholischen Stände wegen der beygesetzten Clausel sich zur begehrten Confirmation des Religionfriedens wenig geneigt erwiesen, auch demselben ganz unversehene nachtheilige Erklärungen angehängt, und nebst diesem die unzulässigen Majora, dadurch sie ihres Gefal-

*) Den 27. April.

lens alle evangelische Churfürsten, Fürsten und Stände von Land und Leuten und aller zeitlichen Wohlfahrt votiren könnten, wie auch in Religionssachen den evangelischen Ständen insgemein eine unleidliche ganz verderbliche Erkenntniß und Entscheidung, da doch der Religionsfriede allein durch gütliche Vergleichung aufgerichtet worden, mit Gewalt aufzudringen unterstanden." Ferdinand suchte nur so viel zu erhalten, daß sie sich eine kleine Zeit noch gedulden möchten, bis er die kaiserliche Resolution auf ihr Anbringen erhalten, welche der eigends nach Prag abgeschickte Reichs-Vicekanzler von Strahlendorf bald überbringen werde. Allein sie wollten weiter nichts mehr hören, sondern begaben sich noch vor Ankunft desselben nach Hause, voll des Vergnügens, daß sie dießmahl so einmüthig zu Werke gegangen, als kaum auf einem Reichstag seit 50 bis 60 Jahren geschehen. Der von Strahlendorf brachte auch wirklich nichts anders mit, *) als daß der Kaiser es dahin gestellt seyn lasse, daß der Reichstag, bis die Sachen besser vorbereitet seyn würden, prorogirt und verschoben werde; indessen aber möchten die Stände zur Bezahlung und Abtragung des überschwenglichen durch den so langwierigen zur

Be=

*) Den 7. May.

Beschützung der Christenheit und des Vaterlandes geführten Krieg ihm zugewachsenen Schuldenlastes 25 Monath als einen Vorschuß und leheweis erstatten; wogegen die nun bloß anwesenden katholischen Gesandten den Abgang des Befehls ihrer Herren angezogen, und sich erbothen die Sache mündlich bey ihrer Heimkunft denselben bestens zu empfehlen. z)

z) LONDORP. Acta publ. T. I. B. I. Cap. VI. p. 37. seqq.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmidt, Michael Ignaz,

Michael Ignaz Schmidts Kaiserl. Königl. wirklichen Hofraths, Directors des Kaiserl. Königl. Hausarchivs, und der Büchercensur Commission-Beysitzers Neuere Geschichte der Deutschen
Bd.: 5

1787

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB Lb 17(5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420583-6
VD18 90030486